

# Deutsche Zeitung

Wochen-Ausgabe

S. PAULO

Druck und Verlag von Rudolf Troppmann

BRASILIEN

Vertreter für Deutschland: Johannes Neider, Schöneberg-Berlin, Kaiser Friedrich-Strasse N. 7.

Abonnementspreis: Jährlich 12\$000. Ausland 20\$000. — Einzelne Nummern 300 rs. Inserate nach Uebereinkunft

Redaktion und Expedition  
Rua Libero Badaró Nr. 64, 64 A - Caixa do Correio Y

Geschäftsstelle in Rio de Janeiro: Rua dos Ourives 91  
I. Stock, Ecke der Rua S. Pedro :: Caixa do Correio 302

Nr. 48

São Paulo, 17. Mai 1913

IX. Jahrg.

## Die kommende Ernte.

Noch sind in aller Erinnerung die abenteuerlichen Schätzungen der kommenden Kaffeeernte, die vor einem Vierteljahr aus Santos und dem Innern nach Europa telegraphiert wurden und die Position der Kontremine an den Konsummärkten so stärkten, daß ihr die Verwirrung des Marktes nur zu gut gelang. 12 bis 12½ Millionen Sack sollte danach die Santosenernte betragen, ja es gab Baissiers, denen über noch höhere Ernten „berichtet“ worden war. Heute ist die Welt davon überzeugt, daß die Santosenernte bestenfalls 10 Millionen Sack betragen wird.

Vor Jahresfrist allerdings mußte man eine weit höhere Ernte erwarten, denn im Februar, März und April 1912 war der Stand der Kaffeepflanzungen außergewöhnlich prächtig. Es sind das die Monate, in denen die Bäume ihren reichsten Blätter-schmuck anlegen und die Blütenknospen für die Ernte des folgenden Jahres ausbilden. Anfang 1912 also hatte es den Anschein, als ob die Ernte 1913/14 sehr groß werden sollte, und unsere Leser werden sich erinnern, daß dieser Umstand von der Firma Nortz und anderen europäischen Spekulanten weidlich ausgebeutet wurde. Aber die Kältewelle, die vom 1. bis 3. September den Staat S. Paulo heimsuchte und die Temperatur in den meisten Gegenden des Staates bis auf den Gefrierpunkt und darunter sinken ließ, machte diese Hoffnungen zu nichts, zumal sie eine Periode kühlen Wetters im Gefolge hatte. Die Kälte fiel gerade in die Blüteperiode, und wo die Temperatur nicht bis unter Null sank, da herrschten wenigstens eisige Winde, die nicht weniger schädlich wirkten.

Die Folgen des Frostes wurden sofort sichtbar, indem die Bäume „verbrannten“; die eisigen Winde zeigten ihre schädliche Wirkung erst im Laufe einer Reihe von Tagen, indem die Bäume ihr Laub verloren, bis schließlich fast nichts übrig blieb als das kahle Holz. In den Municipien, die eine geradezu überreiche Blüte hatten, wie z. B. Jahu, und S. Manoel, war die Beeinträchtigung durch die kalten Südwestwinde alsbald unverkennbar. In Ribeirão Preto verloren die Bäume auch nicht ein Blatt durch die Kälte, aber die Blüten wurden braun, die westwärts gerichteten Blätter wurden gelb, schlaff und rollten sich bereits ein wenig ein. Das alles zeigte, daß die Bäume in ihrem normalen Da-

sein gestört worden waren. Der Uebergang von der sehr großen Hitze, die während des ganzen Monats August herrschte, zu dem Frostwetter war allzu plötzlich gewesen, als daß er die Säftezirkulation nicht hemmen mußte.

Im April dieses Jahres ist infolgedessen das Aussehen nicht nur unvergleichlich schlechter als im gleichen Monat des Vorjahres, sondern auch schlechter, als es um diese Zeit überhaupt sein dürfte. Das ist noch die Nachwirkung des schlechten Wetters. Es darf unter diesen Umständen nicht Wunder nehmen, daß die Ernte gelitten hat. Die Blüte war in allen Anbauzonen reichlich, besonders die von Ende August, die von der Kälte erreicht wurde. Zwar war auch die Oktober- und die Novemberblüte gut, aber in den Kaffeegebieten der Paulista- und der Mogyana-Bahn blieb sie doch ohne Bedeutung, während sie freilich in der Sorocabana-Zone die Hauptblüte darstellte. Die Reife trat schnell und sehr ungleichmäßig ein. Schon im März wurde mit dem Säubern unter den Bäumen begonnen. Das heißt, daß zwischen der Blüte und Reife weniger als 7 Monate liegen. Bis September oder Oktober liegt aller Kaffee auf den Trockenplätzen, 8 Monate nach Abschluß der vorigen Ernte. Und da in verschiedenen Bezirken zwei Drittel des Kaffees noch grün sind und nur ein Drittel reif ist, so haben wir den Beweis, daß auch die Trockenheit, die in die allerungeeignetste Periode fiel, schädlich gewirkt hat.

Viele geben sich doch noch der Hoffnung hin, es werde doch noch viel Kaffee zum Vorschein kommen. Aber eine aufmerksame Betrachtung zeigt, daß die Rosetten der Zweige nicht bis zur Spitze gehen und daß jede nur 3 bis 8 Früchte aufweist. Wenn die Bäume reich tragen und üppig stehen, dann ist allerdings eine Schätzung der Ernte sehr schwer, weil viele Früchte vom Laub verborgen werden und erst bei der Ernte zum Vorschein kommen. Diesmal aber liegen die Dinge anders, denn die Früchte sind leicht zu sehen, über den Baum verstreut und infolge der Reife vom Laub abstechend; viele sind verbrannt und zusammengeschrumpft, eine Folge der Trockenheit und Schwäche der Bäume. Der Kaffee der neuen Ernte wird sehr klein sein, und selbst in den besten Gegenden werden mehr als 100 Liter für eine Arroba (15 Kilo) exportfähigen Produktes erforderlich sein. Auch die Ernte 1914/15 bietet keine glänzenden Aussichten, da die Bäume, wie gesagt, sehr gelit-

ten haben und also nicht sonderlich produktionsfähig sind. Die Schwächung der Bäume wird auch durch die Tatsache erwiesen, daß die Blätter vorzeitig gelb wurden und schon jetzt, anstatt im Juli und August, abzufallen beginnen. Wenn eine starke Blüte eine große Ernte erwarten läßt, dann sind die Aussichten für 1914/15 nicht glänzend, denn Zweige, die geblüht haben, sind im folgenden Jahre nicht fruchtbar, sondern es kommt dann das neue Holz an die Reihe. Da die Blüte für 1913/14 sehr groß war und die Bildung neuen Holzes nur in beschränktem Maße erfolgte, so sind die Schlüsse für die Ernte 1914/15 leicht zu ziehen.

Im „Estado de S. Paulo“ unterzieht Dr. Nabor Jordão alle diese Tatsachen einer Untersuchung. Er stellt auch die Erntestatistik der letzten 12 Jahre zusammen, die folgendes Bild zeigt:

|      |            |      |
|------|------------|------|
| 1901 | 7.973.148  | Sack |
| 1902 | 10.165.044 | „    |
| 1903 | 8.349.783  | „    |
| 1904 | 6.397.441  | „    |
| 1905 | 7.422.758  | „    |
| 1906 | 6.982.885  | „    |
| 1907 | 15.390.500 | „    |
| 1908 | 7.203.000  | „    |
| 1909 | 9.531.000  | „    |
| 1910 | 11.495.000 | „    |
| 1911 | 8.125.000  | „    |
| 1912 | 9.972.000  | „    |

Daraus zieht er die Schlüsse, 1. daß noch nie zwei große Ernten unmittelbar, 2. daß niemals auch nur zwei Ernten von Millionen Sack, 3. daß dagegen von 1903 bis 1906 vier kleine Ernten auf einander folgten, 4. endlich daß die Durchschnittsproduktion unter Einschluß des Minaskaffees 10 Millionen Sack noch nicht erreichte (1901—1902 : 8.221.354 Sack, 1903—1906 : 9.249.788 Sack, 1907—1910 : 9.780.750 Sack). Dieser Durchschnitt zeigt die Tendenz, stationär zu bleiben oder sogar zu sinken, weil seit 1906 die Pflege vieler Millionen von Kaffeebäumen aufgegeben wurde, weil es 400 Millionen Bäume gibt, die älter als 30 Jahre sind und endlich weil die seit 1896 gepflanzten Bäume schon ihre Höchstproduktion erreicht haben. (Zwischen 10 und 18 Jahren tragen die Bäume in einem Jahre gut, im andern gar nicht).

Auf Grund persönlicher Beobachtungen im September und seit Februar stellt Dr. Jordão folgende Ernteschätzung für 1913/14 auf:

|                      |           |      |
|----------------------|-----------|------|
| Zone der Paulista    | 3.956.750 | Sack |
| „ „ Mogyana          | 3.768.000 | „    |
| „ „ Sorocabana       | 1.659.375 | „    |
| „ „ S. Paulo Railway | 260.000   | „    |
| „ „ Zentralbahn      | 200.000   | „    |
|                      | 9.844.125 | Sack |

Er fügt hinzu, daß die Schätzung von der Wirklichkeit wahrscheinlich gar nicht erreicht werden wird, da das Wetter andauernd schlecht ist und man nicht wissen kann, wie es sich während der Ernte gestaltet. Jede 10 Millionen übersteigende Schätzung bezeichnet Herr Jordão als übertrieben und Spekulationsinteressen dienend.

## Wochenschau.

### Deutschland.

— In der Nähe von Karlsruhe machten einige Offiziere mit einem dem Stabe Kaiser Wilhelms gehörigen Automobil einen Ausflug. An einer Kurve kam das schnell fahrende Vehikel zum Sturze und tötete einen Jungen, der zur Seite getreten war, um das Auto vorbeizulassen.

— Einer neueren Meldung zufolge wird der österr.-ungar. Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand, nicht nach Berlin gehen, um der Trauung der Prinzessin Viktoria Luise beizuwohnen. Einige Zeitungen legen das so aus, als wolle der Erzherzog nicht mit dem Zaren Nikolaus zusammentreffen, während andere Blätter wieder die Erklärung haben, daß der Thronfolger deshalb der Hochzeit fernbleiben werde, weil zu derselben nur die Verwandten der deutschen Kaiserfamilie eingeladen worden sind. Die letztere Erklärung ist jedenfalls die annehmbare, denn es ist nicht einzusehen, warum der Erzherzog nicht mit dem Zaren zusammenkommen sollte.

— Der Coronel Luiz Barbedo, Chef des Militärkabinetts des brasilianischen Bundespräsidenten, ist in Hamburg angekommen. Er wurde von dem brasilianischen Militärattaché, Oberstleutnant Emilio Julien, erwartet. Coronel Barbedo reist privat, aber man spricht doch davon, daß er in Deutschland eine besondere Mission zu erfüllen habe.

— Die Trauung der Prinzessin Augustine von Hohenzollern-Sigmaringen mit dem Ex-König Manuel von Portugal wird im Monat September stattfinden.

— In Berlin ist eine argentinische Sondermission eingetroffen. Kaiser Wilhelm wird die Herren Salas und Uriburú, aus welchen diese Mission besteht, am 27. ds. in Spezialaudienz empfangen.

— Noch im Laufe dieses Monats wird der Staatssekretär des Auswärtigen Amtes, Herr von Jagow, nach Wien reisen, wo er mit Kaiser Franz Josef und dem Grafen Berchtold zusammenkommen wird. Nach anderen Nachrichten wird das Umgekehrte der Fall sein und Graf Berchtold nach Berlin reisen, um mit Staatssekretär von Jagow eine Besprechung zu haben.

— Die Nachricht, daß der verschollene Bürgermeister von Usedom sich bei der Fremdenlegion befindet, hat in Deutschland eine begreifliche Aufregung hervorgerufen. Das Verschwinden des geistig kranken Mannes, erregte seinerzeit eine große Sensation und man erging sich in allerlei Vermutungen, daß er aber nach Frankreich gegangen und dort in die Fremdenlegion eingetreten sein könnte, hat wohl niemand gedacht. Die französischen Anwerber hätten doch feststellen können, daß der Mann nicht normal war und ihre Pflicht wäre es gewesen, ihn nach Hause zurückzuschicken, da sein Verschwinden ja auch ihnen bekannt sein mußte. — Man hofft jetzt ganz bestimmt, daß die französische Regierung den Dienstkontrakt auf die Vorstellung der deutschen Botschaft annullieren und den Ex-Bürgermeister nach Hause entlassen wird.

— In Wiesbaden fand in Anwesenheit des Prinzen Heinrich ein großes Wettfliegen statt. Dabei stürzte der Aviatiker Leutnant Zierling aus großer Höhe herab. Sein Apparat wurde vollständig zerstört, er selbst aber blieb wie durch ein Wunder unverletzt.

### Schweiz.

— In Bern wurde ein deutsch-französischer Sozialistenkongreß eröffnet. An diesem nehmen 88 französische Deputierte und 10 Senatoren und 33 deutsche Reichstagsabgeordnete teil. Der Kongreß hat den ausschließlichen Zweck, zu beraten, wie eine Annäherung zwischen Deutschland und Frankreich anzubahnen sei. Es wurde beschlossen, dem Chauvinismus energisch entgegenzutreten. Ob dieser Kongreß ein praktisches Resultat haben wird, das ist leider noch sehr fraglich, aber erfreulich ist es immerhin, daß dieses Mal die Franzosen auf dem sozialistischen Friedenskongreß besser vertreten sind als die Deutschen.

## Von den Balkanländern.

Man glaubt, daß bis zum 20. ds. Albanien sowohl von den Serben und Montenegrinern wie von den Türken geräumt sein wird, darauf wird das internationale Geschwader Truppen landen, die zur Aufrechterhaltung der Ordnung die wichtigsten Punkte des Landes besetzen werden. Das könnte, wenn die Großmächte es wollten, der Anfang zur Lösung der schwierigen Frage werden: die internationalen Garnisonen könnten in Albanien bestehen bleiben, bis das albanische Volk soweit vorangeschritten ist, daß man es sich selbst überlassen kann, damit wäre die Gefahr beseitigt, daß die Albaner ihren König hängen und durch Verletzung der serbischen Grenze einen neuen Krieg provozieren.

Im englischen Unterhause hat der Unterstaatssekretär der Auswärtigen Angelegenheiten, Herr Aecland, sich über die internationale Lage geäußert. Nach seinen Erklärungen wird Albanien manche Städte, die es verloren hatte, zurückerhalten, und manche anderen, auf die es Recht hätte, verlieren, denn Montenegro werde durch Angliederung einiger Gebiete entschädigt werden. Auf Skutari habe Montenegro verzichten müssen, weil sogar die Großmacht, die sich am meisten für die slawischen Völker interessiere, Rußland, der Ansicht gewesen sei, daß Skutari Albanien zufallen müsse. Jetzt müsse die Türkei dafür sorgen, daß sie in ihren asiatischen Gebieten Ordnung schaffe, denn nur dann könne sie wieder erstarben.

Ueber den Friedensschluß hört man gar nichts. Es heißt wohl, daß die Großmächte schon in allen Punkten einig seien und die Friedensbedingungen schon ausgearbeitet wären; diese Gerüchte zirkulieren aber nun schon seit Wochen, ohne daß ein bestimmtes Resultat bekannt würde. Die Türkei sei schon soweit ermüdet, daß sie ihre Truppen nach Hause zu entlassen wünsche, nur müßten die Großmächte die Garantie übernehmen, daß die Bulgaren nach dem Rückzug der türkischen Truppen nicht wieder die Feindseligkeiten eröffnen. — Zum Ueberfluß kommt auch noch die Meldung, daß zwischen den Bulgaren und den Griechen nördlich von Saloniki ein blutiger Zusammenstoß stattgefunden hätte. Diese Nachricht bedarf sehr der Bestätigung.

Es dreht sich noch alles um Albanien und deshalb erlauben wir uns, zur Orientierung unserer Leser der „Staatsbürger Bibliothek“ einige Daten über dieses Land zu entnehmen:

„Im Altertum hieß Albanien Illyrien, und seine Bewohner, welche Indogermanen waren und Illyrier hießen, während der Name Albanesen (Albani) auf einen kleinen Gau beschränkt blieb, waren als wild und kriegerisch gefürchtet. Von der Küste her drang griechische Kultur ein; um 200 v. Chr. begann die Unterwerfung des Landes durch die Römer, deren Herrschaft in der Völkerwanderung verschwand. Mit dem byzantinischen Reiche lag das christlich gewordene, aber unruhige und räuberische Volk fast fortwährend im Kriege; dann folgten langwierige Kämpfe mit den Türken. In der furchtbaren Schlacht auf dem Amselfelde (1389) verblutete der Kern des albanesischen Heeres. Ein Glanzpunkt in der albanesischen Geschichte ist die Gestalt des kühnen Fürsten Georg Kastrioti Skanderbeg, der 25 Jahre lang (von 1443 bis 1467) mit Glück und Heldenmut gegen die ganze Macht der Türken kämpfte. Nach dem Tode Skanderbegs wehrten sich die Albaner noch einige Zeit gegen die Türken — berühmt aus dieser Zeit ist ihre Verteidigung Skutaris —, 1478 aber wurde Albanien

türkische Provinz, ohne indessen je völlig unterworfen zu werden. Seit der Mitte des 17. Jahrhunderts griff der Islam in dem bisher christlichen Albanien mehr und mehr um sich. Auch drängten sich die Albaner bald zum türkischen Kriegsdienst und bildeten den Kern des türkischen Heeres, dem sie die tapfersten Heerführer lieferten. Ebenso gelangten Albanesen immer häufiger zu den höhern Verwaltungsstellen des türkischen Reiches. Nichtsdestoweniger rief die wilde Tatenlust, Selbstsucht und Not des albanesischen Volkes in den letzten 200 Jahren eine fortlaufende Kette von Aufständen gegen die Türken hervor; eine dieser Empörungen zeitigte vorübergehend unter Ali Pasha, dem Fürsten von Tepeli, nochmals (1788—1822) ein unabhängiges Albanien.

„Die Landschaft Albanien bestand bisher aus den türkischen Wilajets (Generalgouvernements) Skutari und Janina, wozu noch die westlichen Teile der Wilajets Monastir und Kossowo kamen. Die heutigen Albanesen, türkisch Arnauten genannt, sind der letzte Rest der thrakisch-illyrischen Gruppe; sie sind noch  $1\frac{3}{4}$  Millionen Köpfe stark, wovon in Albanien selbst etwa 1 200 000 leben. Der Religion nach sind die Albanesen teils Mohammedaner, teils griechisch-katholische (122 000), teils römisch-katholische Christen (175 000), letztere hauptsächlich in der Gegend von Skutari. Zum Bewußtsein der nationalen Einheit sind die in mancher Beziehung noch halbbarbarischen Albanesen nicht gelangt; die einzelnen Stämme, von erblichen Häuptlingen patriarchalisch regiert und bisher vielfach nur dem Namen nach von der Pforte abhängig, stehen sich fremd, ja oft genug feindselig gegenüber. Dieses ausgeprägte Sonderstreben, dazu ihr überaus kriegerischer Sinn, sowie ihr zähes Festhalten an den hergebrachten Bräuchen ihrer abgeschlossenen Heimat haben die ganze geistige und materielle Kultur zurückgehalten.

„Genaue Kenner des Landes schildern die Albanesen als selbstsüchtig, meuterisch, unzuverlässig und grausam, dabei aber als rührige, unerschrockene, sparsame und hartköpfige Handarbeiter, Schiffer, Hirten und Bauern, die indessen gegebenenfalls wohl auch zum Räuberhandwerk übergehen. Sie kennen und schätzen nicht Kultur, Gesetz, Gesellschaft und Staat, nur Traditionen, namentlich Herkommensrecht der Stämme, Faustrecht des einzelnen und die Blutrache.

„Was die bisherige Verwaltung anlangt, so war die Autorität der Türken, namentlich im Norden, nur eine scheinbare, denn in Wirklichkeit regiert jeder Stamm sich selbst. Mit dem Wali standen bloß einige Stämme durch eine Mittelsperson, den Bulakbaschi, in Verbindung. Jeder Stamm bildet eine kleine, für sich bestehende aristokratische Republik, deren Präsident Barjaktar heißt und die Verpflichtung hat, im Kriege den Oberbefehl über das Kontingent zu führen. Er ist in seiner Stellung erblich, ebenso wie die Woiwoden oder Gemeindevorstände, die aus den tapfersten und kühnsten Leuten erwählt werden. Nach ihnen folgen die Dovrans oder Bürgen, die dem Wali für das gute Verhalten des Stammes haften mußten. Alle diese Würdenträger gehören zu den Plektje (Ältesten), welche den Rat (Pletschenia) bilden und über alle Dinge von nicht allgemeiner Wichtigkeit entscheiden. Angelegenheiten, die das Wohl des ganzen Stammes betreffen — Erlaß oder Aufhebung eines Gesetzes, Aenderung alter Gebräuche — können nur von der Volksversammlung (Kuvent) entschieden werden, zu der jedes Haus einen Vertreter entsendet.

„Die Blutrache, welche in der Leidenschaftlichkeit und Empfindlichkeit des Volkes ihren Grund hat und durch das Herkommen geboten ist, fordert noch

jetzt schreckliche Opfer in Albanien. In der Familie ist der Mann der Herr, dem alle Familienmitglieder untertan sind. Verlobung, Hochzeit und Ehe zeigen noch viele Spuren altharbarischer Gebräuche, wie Brautkauf und Brautraub.

„Wenn man unter solchen Umständen von einer Volkswirtschaft reden kann, so kommt nur Landwirtschaft und Viehzucht in Betracht. Das geräumige Gehöft der albanesischen Bauern ist mit Schilfrohr umhegt und umfaßt das Wohnhaus und die Gebäude für Vieh und Landwirtschaft. Holz und Lehm bilden das Baumaterial; der Herd liegt auf dem Lehm Boden; Kamin und beweglicher Zimmerhausrat fehlen. Die Dörfer sind klein und liegen zerstreut im Gebirge.“

Die Großmächte haben herausgefunden, daß dieses Land die Selbständigkeit verdient habe, und da die Herren Diplomaten bekanntlich die weisesten Menschen von der Welt sind, so müssen sie ja auch wohl recht haben; andere Leute schütteln allerdings den Kopf und bedauern den Fürstensohn, der sich einfallen läßt, nach der albanischen Krone zu langen, denn er rennt ins sichere Verderben. Geschichtskenner und Ethnographen haben aber nichts zu sagen; wer bestimmt, das ist der Diplomat. Neuesten Nachrichten zufolge haben die Botschafter das Grundgesetz, das die Basis der albanischen Selbständigkeit und Zivilisation werden soll, bereits ausgearbeitet. Mit der Ausarbeitung dieses Gesetzes waren die Botschafter Oesterreich-Ungarns und Italiens betraut. Es heißt, daß dieses Statut die Schaffung einer Reihe von Schulen vorsehe, sowie den Bau einer Eisenbahn und mehrerer Landstraßen. Diese Pläne sind ausgezeichnet, aber es entsteht doch die Frage, ob die guten Pläne etwas nützen können, wenn die Albaner sich selbst überlassen werden und die Ausführung der Projekte somit ihnen allein anheimgestellt wird. Die Bevölkerung von Bosnien und der Herzegowina war kaum so wild wie die von Albanien und doch hat es Oesterreich-Ungarn lange Jahre harter Arbeit gekostet, bis aus dem Okkupationsgebiet etwas wurde — und jetzt soll Albanien ohne fremde Hilfe, ohne fremden Antrieb sich neugestalten. Das ist jedenfalls etwas zuviel verlangt und etwas zuviel gehofft. Die österreichische Presse sagt im Anschluß an die am vorigen Freitag von dem englischen Unterstaatssekretär der auswärtigen Angelegenheiten im Unterhause gemachten Äußerungen, daß Albanien geeignet erscheine, ein wichtiger Faktor in der Weltpolitik zu werden. Wenn man sich auf die Albaner verlassen könnte, da wäre dieses jedenfalls der Fall, denn die Lage Albanien ist äußerst günstig. Nach dem Obigen kann man aber an die Zuverlässigkeit des wilden, noch in einzelne Stämme zerfallenden Volkes leider nicht so ohne weiteres glauben.

Scutari ist gegen alle bisherigen Versicherungen noch nicht geräumt. Die Räumung hat sich deshalb verzögert, weil die Montenegriner den Platz bereits in Verteidigungszustand gesetzt hatten und nun erst die Geschütze entfernen müssen. Die Räumung vollzieht sich langsam und erst am 14. ds. werden die internationalen Truppen die Festung besetzen können. —

Die neuesten Telegramme wissen zu melden, daß es zwischen den Bulgaren und den Griechen zu schweren Konflikten gekommen sei. Die letzteren seien die Angreifer. Die Nachrichten sind noch nicht bestätigt und man weiß auch keinen Grund, warum die beiden bisherigen Verbündeten einander in die Haare geraten sollten, denn die Meldung, die Bulgaren hätten griechische Priester aus Mazedonien vertrieben und ihre eigenen Geistlichen eingesetzt, erscheint schon aus dem Grunde unglaublich, weil

die Griechen und die Bulgaren einer und derselben Kirche angehören. — Zwischen Bulgarien und Serbien sei eine Verständigung zustande gekommen, so daß sie wegen der Festsetzung der Grenzen nicht mehr aneinander geraten können. Eine solche Verständigung wäre für die nächste Zukunft von grosser Wichtigkeit, denn sie wäre eine Garantie, daß die Balkanstaaten, die zusammen ein großes Werk verrietheten, sich auch ferner vertragen. — Auch zwischen Bulgarien und Rumänien ist ein Vertrag zustande gekommen und dadurch ist die Spannung, die zwischen den beiden wichtigsten Balkanstaaten bestand, aus der Welt geschafft. Rumänien hat dabei am besten abgeschnitten. Es hat keinen Schuß abfeuern müssen und doch hat es eine bedeutende Gebietserweiterung erfahren. Zu beklagen ist nur, daß Rumänien der Bevölkerung der betreffenden Gebiete nicht dieselben Freiheiten garantiert wie Bulgarien. So hat Rumänien den Juden die ihnen von Bulgarien gewährten Rechte aufgehoben und damit hat es sich das Judentum zum Feinde gemacht. Diese Feindschaft ist aber deshalb, weil niemand auf der Welt zu agitieren versteht wie das Judentum, nicht zu unterschätzen. Es wäre auf alle Fälle besser gewesen, Rumänien hätte der Bevölkerung alle alten Rechte garantiert.

---

## Notizen.

### São Paulo.

---

Medizinische Fakultät. Die Regierung ist entschlossen, die medizinische Fakultät auf dem Grundstück des Isolierhospitals erbauen zu lassen. Mancher ist wohl der Ansicht, daß dieses Grundstück etwas zu entlegen sei, aber jedenfalls wird die Regierung ihren Plan durchführen.

São Paulo Railway. Die englische Eisenbahngesellschaft trägt sich mit großen Reformplänen, die, wenn sie wirklich durchgeführt werden, den Verkehr zwischen der Staatshauptstadt und Santos sehr erleichtern würden. Heute mangelt es uns leider an Raum, um den ganzen Reformplan bekanntzugeben, was in der morgigen Nummer geschehen wird.

Gesuch der Light abgewiesen. Die „São Paulo Tramway Light and Power Company“ hatte bei dem Finanzministerium um die Bewilligung der Zollfreiheit der für sie eingeführten Bau- und anderer Materialien nachgesucht. Dieses Gesuch ist aber absehlägig beschieden worden.

Viehseuche. Der Ackerbausekretär hat den Landwirtschaftsminister um die Errichtung einer Veterinärstation an der Grenze des Staates Paraná ersucht. Ueber diese Grenze wurde neulich, wie vor einigen Tagen berichtet, die Maul- und Klauenseuche nach São Paulo eingeschleppt. Die Staatsregierung verpflichtet sich, das Landwirtschaftsministerium bei der Errichtung der verlangten Station zu unterstützen.

Züchtereverein. Die hiesigen Viehzüchter haben hier einen Verein gegründet „Sociedade Paulista de Criadores de Gado Bovino“. Auf das Programm dieses Vereins werden wir noch näher eingehen.

Berödete Zahlen. Vor einigen Tagen konnte man in den offiziellen Bulletin des staatlichen Arbeitsamtes lesen: Gesucht werden von 1428 Präbendanten 8794 Kolonistenfamilien und 680 verschiedene Arbeiter. Angebote: ein Schreiber für eine Fazenda. Das klingt wie ein Witz, aber es ist die pure Wahrheit — gesucht werden neuntausend Familien und ea. siebenhundert Arbeiter und ein einziger Mann bietet sich an. — Kenner der Verhältnisse

behaupten, daß die an die staatliche Agentur gerichteten Gesuche noch kein genaues Bild von der wahren Lage der Landwirtschaft gäben. Der Fazendeiro wendet sich nicht gern an die Agentur, denn er weiß, daß sie ihm doch keine Arbeiter verschaffen kann, weil sie keine hat. Er ist resigniert und fügt sich in die Lage, denn die Arbeiter sind nicht zu haben. Würden alle Fazendeiros genau angeben, wieviel Arbeiter sie brauchen, dann würde die Zahl 3mal größer sein. Enthalten wir uns jeder Übertreibung und nehmen an, daß die Landwirtschaft von São Paulo nicht die dreifache, sondern nur die doppelte Zahl von Arbeitern benötigt, und es ergibt sich schon, daß die Zahl der Kolonistenfamilien 17 588 betragen müßte. Nehmen wir an, daß eine jede Familie im Durchschnitt mit fünf Personen gerechnet wird, so haben wir das Resultat, daß der Staat São Paulo eine Einwanderung von 90 000 Personen nötig hat und das nicht bis Ende des Jahres, nicht bis Ende des Monats sondern sofort, heute lieber als morgen. — Die Lage der Landwirtschaft ist absolut nicht beneidenswert: sie kämpft mit einem furchtbaren Mangel an Arbeitern und infolge dieses Mangels gehen große Reichtümer verloren. Wo soll man diese Arbeiter hernehmen? Italien macht der Auswanderung alle nur erdenklichen Schwierigkeiten; Spanien, das sonst jede subversive Bewegung sofort zu unterdrücken sucht, sieht es mit guten Augen, daß in Brasilien gewesene Agitatoren in Massenversammlungen gegen die Auswanderung nach unserem Lande im allgemeinen und nach unserem Staate im besonderen warnen; in Portugal ist mehr oder weniger dasselbe der Fall. Aus anderen europäischen Ländern ist keine starke Einwanderung zu erwarten. In manchen von ihnen ist die gegenwärtige Konjunktur günstig genug, um eine Auswanderung nicht notwendig erscheinen zu lassen; in anderen ist Brasilien wieder so gut wie unbekannt und die Auswanderungslustigen wenden sich deshalb entweder Nordamerika oder Argentinien zu. — Von der alten Welt kann die Hilfe nicht kommen, d. h. die europäische Einwanderung kann uns nicht genügen und hier selbst sind keine Arbeiter zu haben, obwohl es in Brasilien ein paar Millionen von Unbeschäftigten gibt, die in den Sertões herumstreifen und ein Leben führen, mit dem verglichen das Kolonistenleben auf den Fazendas ein wahres Schwelgen ist. Die Leute sind aber nicht für die Arbeit zu haben. Sie sitzen am Bachesrand im Schatten der Bananen oder eines wilden Feigenbaumes und klimpern ihren Violão und lassen im übrigen den Herrgott einen frommen Mann sein. — Das nationale Element wird nie ausreichen, um alle die Reichtümer zu heben, die in Brasilien schlummern, aber es könnte doch einen ganzen gewaltigen Teil der zu leistenden Arbeit verrichten: die Caboclos könnten ebenso gut wie die Italiener bei den Fazendeiros in Dienst treten; dann brauchten sie nicht im Sertão herumzustrolchen und sich zu Hungerkünstlern ausbilden, aber das alles ist umsonst gesagt, denn die Caboclos im Sertão sind nicht für die Arbeit geboren — So bleibt nichts anderes übrig, als sich mit dem Vorhandenen behelfen und hoffen, daß es in der Zukunft besser sein wird.

Der Kolonistenstreik ist trotz aller gegenteiligen Versicherungen noch nicht zu Ende. Die Fazendeiros wollen nicht mehr zahlen, als sie kontraktlich verpflichtet sind und die Kolonisten bleiben bei ihrer Weigerung, für den abgemachten Lohn zu arbeiten.

— Aus Cravinhos kommt die Nachricht, daß der Fazendeiro Francisco Salles für seine Fazenda Kolonisten unter dem Versprechen angeworben habe, ihnen für jeden Sack eingeheimsten Kaffees zwei Milreis zahlen zu wollen. Unter den Fazendeiros

herrscht also ebensowenig Solidarität, wie unter den anderen produktiven Ständen. Der Mann braucht Arbeiter und er sorgt dafür, daß er sie bekommt, unbekümmert darum, daß die Vertreter der Klasse beschlössen haben, solidarisch die Preise auf dem bisherigen Niveau zu halten.

Spanische Mission. Vor einigen Tagen haben wir gemeldet, daß eine aus zwei Herren bestehende spanische Mission unseren Staat besuche, um sich hier zu überzeugen, ob die Gerüchte, die in Spanien über den Staat São Paulo zirkulieren, der Wahrheit entsprechen. Wie wir aber jetzt erfahren, haben diese Herren auch noch eine andere Aufgabe. Sie wollen für die Schaffung einer Schifffahrtslinie eintreten, die einen direkten Dienst zwischen den spanischen Häfen und Santos unterhalten soll. Sie versprechen sich von einer solchen Linie sehr viel und das nicht mit Unrecht, denn durch die Verbesserung der Verbindungen können beide Teile gewinnen. Wenn die Herren aber solche Interessen haben, dann sollen sie alles weitere unterlassen, denn die Verteidigung Brasiliens, durch Kaufleute, die mit unserem Lande große Geschäfte machen wollen, kann absolut keine Folgen haben. Die fleißigen Ankläger unseres Landes können darauf hinweisen, daß die Verteidiger an der Einwanderung nach Brasilien großes Interesse haben und damit ist die Verteidigung ohne weiteres entkräftet. Mit dem Einwanderungs- und Siedlungsproblem sollen sich nur Leute befassen, die über jeden Verdacht der Befangenheit erhaben sind.

Café Robusta. Da manche Fazendeiros die Absicht haben, Samen des sogenannten Café Robusta einzuführen, um die Sorte hier versuchsweise anzupflanzen, so hat das Ackerbausekretariat es für angebracht gehalten, darauf aufmerksam zu machen, daß die Samen aus Gegenden kommen, die unter dem Kaffeezerstörer „Hemileia Vastaria“ leiden. Die Samen sollen deshalb, bevor sie nach der Kaffezone kommen, desinfiziert werden. Die Desinfektion wird auf Kosten der Staatsregierung vorgenommen, die darauf den Samen weiterleitet.

Durch die Ungeschicklichkeit eines Arztes hat eine verheiratete Frau ihren Tod gefunden. Schon vor drei Tagen zirkulierten Gerüchte, daß in der Braz eine Frau bei der Operation gestorben sei, aber erst jetzt erscheint der Fall aufgeklärt. Frau Maria de Mello e Castro, Gemahlin eines in der Avenida Rangel Pestana etablierten Kaufmannes, beschwerte sich seit einigen Monaten über ein Unterleibsleiden und der sie behandelnde Dr. Almeida Rego entschloß sich zur Operation, unter der tröstlichen Versicherung, daß der chirurgische Eingriff absolut ungefährlich sei. Die Operation wurde am vorigen Sonntag vorgenommen und die Frau starb infolge der Chloroformisierung. Der genannte Arzt hatte es nicht für nötig befunden, einen Kollegen mit der Chloroformisierung zu betrauen, sondern eine junge Krankenpflegerin mitgenommen, die von der Sache nichts verstand. Außerdem hatte er trotz der genauen Untersuchung nicht festgestellt, daß die Frau schwer Herzleidend war und als solche nicht chloroformisiert werden durfte. Gegen diesen Arzt, der den Tod einer Mutter verschuldet, ist die Untersuchung eingeleitet worden.

Von der Zentralbahn. Der paulistaner Luxus-Nachtzug, der am Donnerstag abend von hier abfuhr, stieß in der Station Engenho de Dentro gegen einen Lastzug. Eine Lokomotive und ein Waggon wurden stark beschädigt, sonst war aber glücklicherweise kein weiteres Unglück zu beklagen.

Milchlieferung. Vor einiger Zeit wurden mehrere Fiskale ernannt, die den Lebensmittelmarkt überwachen und verhindern sollten, daß ge-

fälschte Ware verkauft wird. Wir wissen nicht, ob diese Herren sich auch mit der Milch zu befassen haben, was wir aber wissen, ist, daß die Milch nach wie vor gefälscht, d. h. getauft wird. Dieses geschieht nicht immer mit filtriertem Leitungswasser, sondern mit dem schlechten Sumpfwasser. Es sei schon vorgekommen, daß eine Hausfrau in der Milchschüssel einen zukünftigen Frosch findet, der noch frisch und fröhlich herumflöst. Es ist jedenfalls nicht besonders angenehm, ein solches in seinem ersten Entwicklungsstadium befindliches Amphibium in der Milch zu finden, aber es ist doch nicht so gefährlich wie die viel kleineren Tierchen, die man nicht sieht. Mancher Krankheits- und Todesfall ist schon durch die getaufte Milch verursacht worden und es wäre wirklich schon an der Zeit, den Milchpantsern etwas energischer auf die Bude zu rücken. Wer soll es aber tun, wenn die Fiskale sich um ihre Pflichten nicht kümmern.

**Teuerung.** Vor einigen Wochen sprach alles von der Teuerung, jetzt auf einmal hört man nichts mehr davon und doch hat sich hierin nicht nur nichts gebessert, sondern es ist sogar noch viel schlimmer geworden. Das Rindfleisch ist nach der Eröffnung des großen Schlachthauses in Barretos etwas billiger geworden, aber noch lange nicht in dem Maße wie es hätte sein sollen und sein können. Dafür sind andere Artikel wieder bedeutend im Preise gestiegen. So kosten z. B. die Bohnen jetzt 500 bis 600 Reis der Liter und ein Blech Schweineschmalz kostet gegenwärtig nicht mehr 2\$500 wie noch vor wenigen Wochen, sondern 3\$200 — ein solches Blech enthält zwei Kilo. — Die Mieten sind — wir brauchen es wohl kaum noch zu sagen — ebenfalls gestiegen und São Paulo befindet sich wirklich an der Grenze der Möglichkeit; geht es noch einen Schritt weiter und ein Teil der arbeitenden Bevölkerung muß sich entweder das Essen abgewöhnen, oder aber der vielgelobten Paulieea den Rücken kehren. Die Bundesregierung, die verschiedene Maßnahmen versprach, hat keine einzige von ihnen in die Tat umgesetzt; sie sind alle leere Worte geblieben und die Stadtpräfektur, von der ebenfalls Maßnahmen erwartet wurden, hat natürlich nichts getan. — Jetzt hört man dagegen, daß in den Straßen Palmeiras und Sta. Ephigenia große Enteignungen vorgenommen sind. Die für die Grundstücke gezahlten Preise sind einfach fabelhaft und das ist dabei noch nicht das Schlimmste. Das Geld wird ja doch verpulvert und deshalb ist es ziemlich gleichgültig, ob es nun ein Grundbesitzer bekommt, oder ob es zur Errichtung eines Werkes verwendet wird, das nur den einen Sinn hat, der Nachwelt zu zeigen, welche sonderbare Ideen die Stadtverwaltung im Jahre 1913 gehabt hat. Nicht gleichgültig aber ist, daß durch diese Enteignungen, die Mieten ins Ungeheure gesteigert werden. Es sind keine Häuser da, in welche die Leute, welche auf Knall und Fall aus ihren Wohnungen müssen, ziehen könnten. Sie müssen mit irgendwelchem Hüttchen Vorlieb nehmen, dessen Besitzer die Konjunktur natürlich dahin ausnützt, um eine Miete zu fordern, die man vor einigen Jahren überhaupt nicht für möglich gehalten hätte. Wenn die Präfektur mit der ihr gefügigen Kammer so weiter wirtschaften, wie sie begonnen, dann muß São Paulo sich auf eine Krisis gefaßt machen, die schwerer sein wird als irgendwelche der vergangenen. Um der Krise vorzubeugen, müßte die Präfektur Verstand annehmen und sich darauf beschränken, die Werke zu Ende zu führen, die bereits in Angriff genommen worden sind und nicht mehr aufgeschoben werden können. Neue Enteignungen dürften und sollten nicht mehr vorgenommen werden, dafür aber sollte die

Stadtverwaltung so schnell als möglich in den verschiedenen Vorstädten mindestens tausend Arbeiterhäuser bauen, die einer dreifachen Anzahl von Arbeitern Wohnungen geben. Auch damit wäre die Wohnungsnot nicht beseitigt, aber sie wäre bis zur Erträglichkeit vermindert und man könnte doch einigermaßen auskommen. Die tausend Arbeiterhäuser würden nicht mehr kosten als die Enteignung eines einzigen Straßengeviertes und doch ist die Errichtung der Ersteren eine unbedingte Notwendigkeit die Enteignung eilt dagegen absolut nicht, denn daran geht keiner zugrunde, daß die eine oder andere Straße noch ein paar Jahre so bleibt, wie sie seit Jahren gewesen ist.

**Falliment.** Der Handelsrichter Dr. José Maria Bourrol hat die Falenz der Companhia Chimica Brasileira, etabliert in der Rua Lavapés Nr. 239, dekretiert. Zu Verwaltern der Masse wurden die Herren Emilio Salvi und T. B. Scutari und die „Companhia de Perfumaria Paulista“ eingesetzt.

**Handelswoche.** Am Montag war der Markt paralytisch, obwohl die Auslandsmärkte mit derselben Tendenz öffneten, mit der sie am Sonnabend geschlossen hatten. Am Dienstag wurden auf der Basis 6\$200 für Typ 6 Verkäufe abgeschlossen. Im Laufe der Woche wurden 47.822 Sack verkauft gegen 29.408 in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Verkäufe betrug demnach 7.970 Sack gegen 4.068 in der vorherigen Woche. Der Tag der größten Verkäufe war der Sonnabend mit 14.632 Sack und der der kleinsten Verkäufe der Donnerstag mit 4.632. — Im Laufe der Woche wurden dem Santos-Markt 36.355 Sack zugeführt gegen 21.140 Sack in der vorherigen Woche. Der Tagesdurchschnitt der Zufuhren betrug 6.069 Sack gegen 3.523 in der vorherigen Woche. Der Tag der größten Zufuhr war der Montag mit 10.000 Sack und der der kleinsten Zufuhr der Sonnabend mit 3.698 Sack. — Seit dem 1. Juli wurden verkauft 5.518.570 Sack. Die Zufuhr betrug in derselben Periode 8.164.061 und verladen wurden in derselben Zeit 8.159.007 Sack. Die Vorräte betragen am Sonnabend 1.351.841 Sack gegen 1.828.834 Sack am gleichen Datum des Vorjahres.

**Von der Post.** Die Postagentur in Santos, eine der größten im Lande, ist ein eigenartiges Amt. Diese Agentur hat, wie noch neulich gemeldet wurde, ein Motorboot, das keine drei Contos wert war, für 11 Contos de Reis gekauft; die Miete kann es aber nicht bezahlen. Bis vor kurzem befand sich die Agentur in einem Gebäude am Largo do Rosario und zahlte dort so unpünktlich, daß der Hausbesitzer unter irgendeinem Vorwande die Miete so steigerte, daß die Agentur ausziehen mußte. Darauf mietete dieselbe ein Haus, das 1:400\$000 Miete kostete, in den drei Monaten, die inzwischen vergangen, hat die Agentur nur einmal Miete gezahlt, sodaß sie jetzt wieder drei Contos de Reis schuldet. Der Hausbesitzer hat sich deshalb bei der Postadministration in São Paulo beschwert. Ob er auf diesem Wege wohl zu seinem Gelde kommen wird?

**Eine falsche Anklage.** Vor einigen Tagen erstattete eine Varieté-Sängerin bei der Polizei Anzeige gegen die Eigentümerin der Pensão Chic, die ihr mehrere Kleidungsstücke und Schmucksachen gestohlen haben sollte. Die eingeleitete Untersuchung hat aber das direkte Gegenteil festgestellt. Nicht die Pensionsbesitzerin hat die Sängerin bestohlen, sondern diese die erstere.

**Nachklänge einer Eisenbahnkatastrophe.** Die Witwe des bei der Entgleisung eines Zuges ums Leben gekommenen Herrn Dr. Antonio de Siqueira Carneiro da Cunha hat die Companhia Mogiana um einen Schadenersatz von 500.000\$000 ver-

klagt. Das Unglück geschah am 26. Februar d. J. zwischen den Stationen Carlos Gomes und Jaguary und hat die Untersuchung inzwischen festgestellt, daß die Katastrophe durch allzu schnelles Fahren verschuldet wurde, die Eisenbahngesellschaft demnach für den Schaden verantwortlich ist. Der Bundesrichter im Staate São Paulo, Herr Dr. Aquino de Castro, hat die Klage angenommen und die vorherrschende Ansicht ist, daß die Gesellschaft vielerlei wohl keine 500:000\$000, aber doch eine große Summe zu zahlen haben wird.

Ein großes Unglück verhütet. Am Sonnabend abend zirkulierte das Gerücht in der Stadt, daß in der Rua General Carneiro ein Bondunglück geschehen sei und die Fama wußte schon von vielen Toten und Verwundeten zu erzählen. So schlimm war es nun glücklicherweise nicht gewesen, aber es hätte sehr leicht so geschehen können. In der genannten Straße wurde eine große Katastrophe wie durch ein Wunder verhütet! Um etwa sechs Uhr zwanzig Minuten verließ der Straßenbahnwagen Nr. 21 der Mocca-Linie den Largo do Tesouro und fuhr die steile Rua General Carneiro hinunter. Nur wenige Augenblicke später fuhr der Wagen Nr. 253 der Braz-Linie denselben Weg. Der erste Wagen fuhr vorschriftsgemäß die gefährliche steile Strecke hinunter, der andere sauste aber wie von Furien gejagt die Straße hinab. Der Motorführer bemühte sich nach besten Kräften, die Gangart zu mäßigen, es gelang ihm aber nicht, und der Wagen rannte immer schneller. Der Wagen Nr. 21 war hinter der Markthalle stehen geblieben und dort mußten beide Vehikel aufeinanderprallen. Angesichts dieser Katastrophe sprangen die Passagiere sowohl des einen wie des anderen Wagen auf die Straße; der Motorführer des wildgewordenen Wagens blieb aber auf seinem Posten, sich immer bemühend, den Bond zum Stehen zu bringen. Bei dem Zusammenstoß beider Wagen wurden mehrere Personen verwundet und auch die Herausspringenden trugen verschiedene Verletzungen davon, von welchen aber glücklicherweise keine einzige tödlich ist. — Der Fall wurde sofort der Polizei gemeldet, die den Verletzten, zehn an der Zahl, Hilfe brachte und die Untersuchung einleitete. Mit der Untersuchung des Wagens wurden als Sachverständige die Herren Ingenieure Victor Freire und Franeiseo Alvarenga ernannt, die an dem Wagen die Feststellung machen konnten, daß die Bremse tadellos funktionierte. Wodurch soll sich nun aber das Durchgehen des Wagens erklären? Das ist ein Rätsel. Ein Chauffeur, der sich unter den Passagieren des Bond Nr. 253 befand und der jedenfalls etwas von solchen Dingen versteht, ist der Ansicht, daß der Motorführer des besagten Wagens zu schnell die volle Kraft eingeschaltet habe. Er hätte langsam fahren sollen, das habe er aber, ob nun absichtlich oder nicht, nicht getan, und nachdem der Straßenbahnwagen in Schwung gekommen, sei es nicht mehr möglich gewesen, ihn auf der absehüssigen Bahn zum Stehen zu bringen. Nach dieser Version wäre der Motorführer trotz seines gezeigten guten Willens, den Wagen anzuhalten, doch an dem Unfall schuldig. Andere Leute sagen wieder, daß die Bremse wirklich schlecht funktioniert habe. Bei der Untersuchung auf ebenem Boden möge sie sich im anseheinend besten Zustand befunden haben, sie sei aber doch nicht stark genug gewesen, den Wagen auf der steilen Bahn zum Stehen zu bringen.

João Mendes de Almeida. Am morgigen Feiertag wird auf dem öffentlichen Platze, der seinen Namen trägt, das Standbild des großen Rechtsgelehrten Dr. João Mendes de Almeida enthüllt. João Mendes de Almeida, der nun bereits seit 12

Jahren unter dem grünen Rasen ruht, war als Sohn des Milizhauptmannes Fernandes Almeida in Maranhão im Jahre 1831 geboren. Er besuchte die Mittelschule in seiner Vaterstadt, São Luiz do Maranhão, und studierte darauf zuerst in Recife und dann in São Paulo die Rechte. Nach vollendeten Studien war er Munizipalrichter in Franca und Jundiah und dann Rechtsrichter in der damaligen Provinzhauptstadt São Paulo. Im Jahre 1857 verließ er die Magsitrat und ging in die Journalistik über, in welehem Berufe er sich viel Lorbeeren errang. Er redigierte die Zeitung „A Lei“, Organ der damaligen konservativen Partei, und nachher schrieb er für das „Diario de São Paulo“, für die „Ordem“ und die „Sentinella“ und er war zur gleichen Zeit Korrespondent des „Jornal do Commercio“. Er wurde in die Munizipalkammer gewählt. Nachher kam er in die Provinzialkammer, deren Präsident er wurde, und dann war er in drei Legislaturperioden Abgeordneter der Generalkammer in Rio de Janeiro, wo er ganz besonders für das Gesetz Rio Brancos (Befreiung der Sklavenkinder) und für die Wahlreform vom Jahre 1873 eintrat. Sowohl für das neue Wahlgesetz wie für die Justizreform hat er die Regulamente entworfen. Aber größer als Journalist und Parlamentarier war Dr. João Mendes de Almeida als Rechtsgelehrter und als Geschichtsforscher. Er hat mehrere gelehrte Werke hinterlassen, wie „Zur brasilianischen Genealogie“, „Geographisches Wörterbueh“ und „Ethnologie der brasilianischen Indianer“. Er starb hier im Jahre 1901 im Alter von siebzig Jahren.

Eine Anklage wird gegen den Friedensrichter des Consolação-Bezirktes erhoben. Vor nun fast zwei Monaten vergewaltigte ein schwarzer Chauffeur ein Dienstmädchen derselben Hautfarbe und erbot sich darauf, den „Schaden“ durch das bekannte Mittel wieder gut zu machen, indem er das Mädchen heiratete. Diese Absicht hat er jedoch nicht ausführen können, weil der Friedensrichter des besagten Bezirktes die Akten zurückhält und dieses deshalb, weil er an der Sache nichts verdienen kann. Durch die Verzögerung will er etwas für sich heraus schlagen. Die vorgesetzte Behörde wird dem Richter jedenfalls den Standpunkt recht klar machen.

Ein äußerst liebenswürdiger Bräutigam ist der Italiener Salvador Guardace. Er war mit der Näherin Emilia Marone verlobt und da er augenblicklich keine Stellung hatte, so vertrieb er sich die Zeit hauptsächlich dadurch, daß er bei seiner Braut saß und natürlich auch schon mehr oder weniger auf ihre Kosten lebte. Eines schönen Tages stellte er dem Mädchen unzüchtige Anträge, und wegen der Abweisung wollte er sich rächen. Am Mittwoch morgen besuchte er wieder seine Braut und provozierte eine Auseinandersetzung, in deren Verlaufe er ein Rasiermesser zog und Emilia einen Schnitt versetzte. Der Schnitt war jedenfalls für das Gesicht berechnet und sollte das Mädchen entstellen, aber glücklicherweise traf das Messer den Hals, ohne eine tiefe Wunde zu hinterlassen. Der Prachtbräutigam ergriff die Flucht und Emilia wurde auf der Polizei verbunden. Die Wunde ist nicht gefährlich.

Gattenmord. Die Skandalchronik unserer Stadt ist wieder um einen Fall bereichert worden, der an eine Episode in einer Erzählung Maxim Gorki's erinnert. Vor nicht ganz fünf Monaten verheiratete sich der 17jährige Pedro Mendes de Souza mit der um ein Jahr jüngeren Maria Ferreira. Der erste Monat der Ehe verging in der besten Harmonie, dann begann der Mann aber die Frau zu mißhandeln und der Grund dazu war, weil er alle Ursache hatte, ihrer Treue zu mißtrauen: sie betrog ihn mit seinem eige-

nem Vater, Joaquim Mendes de Souza. Am Mittwoch kam es zur Katastrophe. Pedro Mendes verwundete seine Frau mit einigen Messerstichen, so daß sie hoffnungslos danieder liegt. Er und sein Vater wurden verhaftet. — So wird der Fall erzählt, die Polizei muß aber erst untersuchen, ob die Erzählung nicht erfunden ist.

Wieder ein Mord. Es kann nicht bei einem Morde bleiben. Sticht der eine Mann seine eigene Frau über den Haufen, so schießt der andere den Geliebten seiner bessern Hälfte nieder. Am Donnerstag morgen wurde der in der Rua Conselheiro Ramalho diensthabende Polizist Ignacio Martins de Souza von einem kleinen Jungen gerufen, der ihm erschrocken erzählte, daß in dem Hause Nr. 24 der genannten Straße ein Mann einen anderen niedergeschossen habe. Der Polizist eilte hin und fand auch tatsächlich in dem bezeichneten Hause einen jungen Mann schwer verwundet auf dem Boden liegen. Es war der zwanzigjährige Italiener Isidoro Cillo. Er konnte noch sprechen und erklärte dem Polizisten, daß er von dem in demselben Hause wohnhaften Januario Casano verwundet worden sei. Der Soldat suchte nach dem Verbrecher und fand ihn auch in seinem Zimmer. Er setzte der Verhaftung keinen Widerstand entgegen, sondern wartete ganz geduldig ab, bis der herbeigerufene Delegado erschien. — Auf der Polizei gab er folgende Erklärung ab. Er sei um sieben Uhr wachgeworden und sei überrascht gewesen, daß seine Frau sich nicht mehr im Schlafzimmer befunden habe. Er habe sich angezogen und habe nach ihr gesucht. In einem der hintersten Zimmer des Hauses habe er Stimmen gehört und in einer derselben habe er die seiner Frau erkannt. Darauf habe er durch das Schlüsselloch gesehen und auch richtig seine Frau erkannt, die sich bei Cillo befunden habe. Darauf sei er wütend nach seinem Zimmer geeilt, habe dort den Revolver geholt und, zurückgekehrt, sei er mit Gewalt in das fremde Zimmer gedrungen, um dort den Räuber seiner Ehre niederzuschießen. Die Frau sei geflohen. — Die Frau erzählt die Sache etwas anders. Sie leugnet, die Geliebte Cillos gewesen zu sein. Sie habe den jungen Mann erst seit zwei Monaten gekannt und habe mit ihm nur auf freundschaftlichem Fuße verkehrt. Am Mittwoch abend habe Cillo sie gebeten, sie möchte ihn um sieben Uhr morgens wecken, und das habe sie getan. — Die Nachbarn, die ja in solchen Fällen sehr gut unterrichtet zu sein pflegen, sind gegen die junge Frau und behaupten schlankweg, daß sie mit Cillo zu intim verkehrt habe. Sogar ihre eigene Mutter sei schon auf diese Beziehungen aufmerksam geworden und sie habe auch ihren Schwiegersohn gewarnt. — Wer hier die Wahrheit sagt, ist schwer festzustellen. Die Polizei scheint von der Haltung der jungen Frau, Caetana Casano, einen günstigen Eindruck gewonnen zu haben, obwohl der Umstand, daß sie früh morgens im Zimmer des noch im Bette liegenden Cillo angetroffen wurde, gegen sie spricht. — Isidoro Cillo lebte nach der Verletzung nur noch vier Stunden. Er verschied in der Santa Casa, wohin er gebracht worden war. Er hat nichts aussagen können. — Man braucht wohl kein Prophet zu sein, um voraussagen zu können, daß Casano freigesprochen wird.

Aviatic. Es verlautet, daß der Herr Justizsekretär die Absicht habe, für die Staatspolizei eine Flugschule zu gründen. Die Ausbildung der Flugschüler soll Eduardo Chaves anvertraut werden. Dieses Gerücht ist von zuständiger Seite noch nicht bestätigt worden.

Polizei. Der zur Ausbildung unserer Polizei kontrahierte schweizer Professor Dr. Reiß wird im Monat Juni hier eintreffen. Das Justizsekretariat hat

zur Einrichtung der Schule schon alle Vorkehrungen getroffen.

São Paulo Railway. In der gestrigen Nummer meldeten wir, daß die englische Eisenbahngesellschaft daran denke, große Reformen durchzuführen und den Verkehr zwischen der Staatshauptstadt und Santos so zu gestalten, daß er nichts mehr zu wünschen übrig läßt. Unter diesen Reformen ist zuerst der Plan zu nennen, von fünf Uhr morgens bis sieben Uhr abends sowohl von São Paulo wie von Santos alle Stunden einen Zug abgehen zu lassen. Damit wäre der Verkehr zwischen beiden Städten auf das möglichste erleichtert. Wenn man zu jeder Stunde fahren kann, dann braucht man sich nicht mehr nach dem Fahrplan zu richten und seine Geschäfte zu überstürzen und auch die sonntäglichen Vergnügungsfahrten werden dadurch erleichtert. Dieser gute Gedanke ist aber unerklärlicherweise auf Gegnerschaft gestoßen. Manche santenser Bürger meinen, daß die Erleichterung des Verkehrs mit São Paulo ihre Stadt schädigen würde, denn die Santenser würden die Feste und Veranstaltungen der Paulistaner besuchen und Santos würde darunter leiden. Nichts ist falscher als dieser Einwand. Viele Santenser werden wohl öfters nach São Paulo kommen, um hier ihre Sonntage zu verbringen, aber noch mehr Paulistaner werden nach Santos fahren, um die freien Stunden in der reinen Luft am Meeresstrand zu verbringen, und wenn durch die Vereinfachung des Verkehrs São Paulo gewinnt, dann muß Santos durch sie erst recht gewinnen, weil der Meeresstrand doch jedenfalls mehr Leute anzieht als der Parque Antartica oder das Hyppodrom in der Mooca. — Die Züge sollen so eingerichtet sein, daß sie auf der Serra nicht zu halten brauchen, sondern ohne jede Station hinunter- und herauffahren können. Die Serra-Strecke soll elektrisiert werden und das soll ermöglichen, die Strecke von Santos nach São Paulo und umgekehrt, in anderthalb Stunden zurückzulegen. Auch die alte Serra-Linie soll wieder in den Stand gesetzt werden, um befahren werden zu können, so daß die Züge auf der einen Linie hinunter- und auf der anderen herauffahren werden. — Zwischen beiden Städten werden täglich zweitausend Wagen verkehren oder dreimal soviel wie bisher zurzeit der stärksten Inanspruchnahme der Linie, d. h. während der größten Kaffeeausfuhr. Bisher hat die santenser Hafengesellschaft immer die Ausrede gehabt, daß nicht sie daran schuld sei, daß die Warensendungen manchmal wochen- und monatelang in Santos liegen blieben; dafür müsse die Unzulänglichkeit der São Paulo Railway verantwortlich gemacht werden. Nach der Verdreifachung der Wagenzahl wird die Hafengesellschaft diese Ausrede nicht mehr gebrauchen können: sie wird mithalten müssen oder aber eingestehen, daß nicht die São Paulo Railway, sondern sie selbst ganz allein daran Schuld trägt, daß die Waren, anstatt nach São Paulo zu gehen, in ihren Lagern liegen bleiben. Der Transport wird in der nächsten Zeit, nach dem richtigen Ausbau der Verbindungen zwischen São Paulo und den Staaten Goyaz, Matto Grosso, Paraná, Sta. Catharina und Rio Grande do Sul, natürlich einen großen Umfang annehmen, die São Paulo Railway wird nach der Reform aber doch allen Bedürfnissen genügen, und man könnte froh sein, wenn man von der Hafengesellschaft dasselbe erwarten dürfte. — Außer diesen großen Verbesserungen hat die Eisenbahngesellschaft eine Reihe kleinerer Reformen in Aussicht genommen. Sie wird Luxus- und Restaurationswagen einführen. Dann denkt sie ferner auch daran, in Santos eine neue Station zu errichten. — Mit der Ausführung der notwendigen Ar-



beiten wird ein Ingenieur beauftragt werden, der dieser Tage aus England eintreffen wird.

Todesfall. Die Familie Hermann Lehmann wurde plötzlich in tiefe Trauer versetzt. Vor einigen Tagen ging ihr sechzehnjähriger Sohn, der ebenso wie sein Vater, Hermann hieß, in Urlaub und gestern brachte man seine Leiche nach der Stadt. Er war am Kilometer 92 der São Paulo Railway von einem Zuge erfaßt und totgefahren. Wie das Unglück geschehen konnte, dafür fehlt jede Erklärung. Den schwer betäubten Eltern sprechen wir unser aufrichtigstes Beileid aus.

São Paulo zivilisiert sich. Unter dieser Ueberschrift veröffentlicht einer unserer Kollegen, der sich hinter dem Pseudonym Mario Epaminondas verbirgt, in einer der hiesigen großen Tageszeitungen eine geistreiche Plauderei, die mit diesem Vorzug noch den anderen vereint, daß sie die Wahrheit sagt. São Paulo, das schon Sarah Bernhard die „Kunsthauptstadt“ nannte, geht mit Riesenschritten vorwärts. Sie hat wohl noch etwas Koloniales an sich, aber sie streift die alten und veralteten Gewohnheiten allmählich ab und bald wird sie eine Großstadt allerersten Ranges sein. Man hat hier Geld — wer das nicht glaubt, der besuche des Nachts eins der eleganten Lokale oder die Spielhäuser, um sich von der Wahrheit der Behauptung überzeugen zu lassen. — Die Teuerung kennt man hier nicht, denn es wird gegen sie nichts getan, was doch ganz gewiß geschehen würde, wenn eine Teuerung existierte. Man kann São Paulo wohl die staubigste Stadt der Welt nennen, aber das ist nicht schlimm, denn der Staub beweist, daß wir eine robuste Gesundheit haben — sonst würden wir doch gegen die Staubplage etwas tun, um unsere Gesundheit zu schonen. Das Straßenpflaster ist holperig, aber auch das hat seinen Grund. In der modernen Zeit schwärmt alles für die Bewegung, für die Gymnastik und dafür werden eigene Apparate erfunden. Der Paulistaner ist schon weit vorgeschritten. Er fährt im möglichst schnellen Tempo Automobil und so hat er die denkbar beste Erschütterung — kein Apparat schüttelt ihn so gründlich, wie ein Automobil, das ihn durch unsere Straßen führt. Und dann haben wir auch eine große Bierindustrie. Diese muß gefördert werden und das geschieht dadurch, daß man viel Staub schluckt, bis in der Kehle ein Brennen entsteht, das den Durst anregt. Das Vorhandensein des Staubes ist also erklärt und gerechtfertigt, wenn er uns fehlen würde, dann müßten wir ihn erfinden. Außer den großen Brauereien sollten wohl auch Badeanstalten existieren, denn der Staub reizt nicht nur zum Trinken, sondern er weckt auch den Wunsch nach einem Bad. Das stimmt, aber hier heißt es: wer nicht zufrieden ist, der ziehe aus — wer baden will, der gehe nach Amazonas, dort hat er Wasser genug; wer ganz staubfrei leben will, der benutze den Aeroplan und erhebe sich in hohe Regionen, wo es keinen Staub mehr gibt. — Wer aber noch nicht daran glaubt, daß São Paulo sich zivilisiert und auf diesem Gebiete schon sehr vieles erreicht hat, der beachte: auf der Straße rennt der eine den anderen an und entschuldigt sich nicht; ein junger Mann steigt aus dem vollbesetzten Straßenbahnwagen und geht eine große Strecke zu Fuß, um einer Dame seinen Platz zu überlassen, und es fällt ihr nicht ein, ein Dankeswort zu sagen — das sind die besten Zeichen der Zivilisation. Wer das leugnet, dem ist überhaupt nicht mehr zu helfen: der ist ein Schwarzseher und sollte auswandern.

Der paulistaner Handel hat mit ernstesten Schwierigkeiten zu kämpfen, denn der Mammon, das Lebenselement des Geschäfts, ist rar geworden. Grosse und starke Häuser geraten in die mißliche Lage,

ihre Verbindlichkeiten nicht pünktlich erfüllen zu können, denn es ist kein zirkulierendes Mittel vorhanden. Deshalb hört man auf Schritt und Tritt, daß dieses oder jenes Haus Moratorium verlangen werde, und wenn die Situation sich nicht ändert, wenn die Banken nicht große Kapitalien flüssig machen können, dann wird dieses auch eintreffen, obwohl die betreffenden Häuser große Aktiva haben.

Santa Casa. Wir lesen und schreiben jeden Tag vielleicht ein halbes Dutzend Mal „der Verwundete oder Verunglückte wurde nach der Sta. Casa gebracht“. Man ist gewöhnt, daß jeder, den ein Unglück trifft oder der das Opfer eines Verbrechens wird, nach der Santa Casa kommt, um dort kuriert zu werden oder um dort seine letzte Station auf dem Lebensweg zu machen. Es handelt sich um eine Selbstverständlichkeit und man erinnert sich nicht daran, daß dieses nun schon seit Jahren so weiter geht und daß die Santa Casa, die liebevoll allen, die da kommen, ihre Pforte öffnet, in dieser langen Zeit nicht mehr vergrößert worden ist, was aber soviel bedeutet, als daß sie den Bedürfnissen nicht mehr entsprechen kann. Durch einen Brief des Chefarztes, Dr. Arnaldo Vieira de Carvalho, an die Verwaltung des öffentlichen Krankenhauses wurde uns dieser Mißstand recht lebhaft vor die Augen geführt. Die Santa Casa ist so überfüllt, daß sie eines schönen Tages wird anfangen müssen, die Kranken, die zu ihr kommen, und die Verletzten, welche die Polizei zu ihr bringt, zurückzuweisen. Das allein könnte schon zum Nachdenken anregen oder besser: eine schnelle Initiative notwendig erscheinen lassen, aber damit ist nicht alles gesagt. Dr. Arnaldo Vieira, dem niemand Uebertreibungen zutrauen wird, stellt fest, daß die Erkrankungen an Tuberkulose in der letzten Zeit ganz schrecklich zugenommen haben. Er sagt, keine Annahmen aussprechen zu wollen, ob diese Erscheinung mit der Teuerung oder der Wohnungsnot zusammenhänge, er wolle nur die Erscheinung als solche konstatieren und der Verwaltung des Krankenhauses mitteilen, daß die für die Lungenkranken errichtete besondere Abteilung schon bis auf den letzten Platz überfüllt sei und keine Kranken annehmen könne. Werde hier nicht sofort Wandel geschaffen, dann sehe er sich veranlaßt, so leid es ihm auch tun würde, neuhinzukommende Kranke zurückweisen zu müssen. — Hier handelt es sich um ein Problem gegen das die ganze Stadtverschönerung zu einer Nichtigkeit wird und es entsteht die Frage: was wird die Stadt und was wird der Staat tun, um hier Abhilfe zu schaffen. Die Santa Casa ist wohl ein Privatunternehmen, aber sie ist das einzige Krankenhaus, das arme Kranke umsonst aufnimmt und als solches verdient sie die weitgehendste Unterstützung der öffentlichen Gewalt, die für die Summen der Subvention, die sie der Santa Casa überweisen, kein Hospital gleichen Umfangs unterhalten könnten. Sie haben die menschliche Pflicht, hier schnell helfend einzugreifen, wenn nicht das Unfaßliche geschehen soll, das Verwundete und Verunglückte oder arme Tuberkulose von der Santa Casa zurückgewiesen werden, weil sie keinen Platz mehr hat. — Dr. Arnaldo Vieira hat die Gründe nicht nennen wollen, warum die Zahl der Tuberkulosen sich immer mehr vermehrt, aber sie sind auch dem Laien bekannt. Es sind dies die von ihm im Vorübergehen genannte Teuerung und Wohnungsnot und dann auch der von der Präfektur mit hingebender Liebe konservierte Staub, der die ganze Stadt einhüllt und die Bazillen in alle Häuser und alle Lungen trägt. Wo die Bevölkerung sich nicht hinlänglich ernährt und die Nacht, nachdem sie den ganzen Tag Staub eingeatmet hat, in elenden, hygienewidrigen Räumen verbringen muß, dort ist der Boden für die Tuberkulose auf das allerbeste vorbereitet und

dort muß die furchtbare Krankheit eine reiche Ernte halten.

**Handelsschule.** Die Handelsschule „Alvares Penteado“ hat den italienischen Fachmann Dr. Carlo Mari für den neuzuschaffenden Lehrstuhl für angewandte Chemie gewonnen. Herr Dr. Carlo Mari, der sich bereits hier befindet, wird einen vollen Kursus über die in der Industrie angewandte Chemie halten unter hauptsächlichlicher Berücksichtigung der für uns besonders wichtigen Färberei. Dieser Kursus wird jedenfalls sehr besucht werden, denn man hat auch hier die Wichtigkeit der Kenntnisse in der Chemie erkannt. Der neue Lehrer hat seine Studien in Pavia gemacht.

**Von der Post.** Vor einiger Zeit teilte die Postadministration durch Bekanntgeben in der Presse dem Publikum mit, daß sie einige Automobile in den Dienst gestellt habe, was die Post in den Stand setze, die an den Straßenecken angebrachten Briefkasten häufiger und pünktlicher zu entleeren. Man freute sich über diese Maßnahme, den man glaubte, die Korrespondenz von nun ab, anstatt sie zur Post zu tragen, dem Kasten anvertrauen zu können. Es ist aber, so scheint es, bei dem Versprechen geblieben und die Entleerung der Postkasten ist nach wie vor ein Muster der Unpünktlichkeit. Dieser Tage beschwerte sich jemand, daß der Postkasten an dem Lyzeum zum heiligsten Herzen Jesu so mit Briefschaften überfüllt sei, daß auch keine Postkarte mehr hereingehe. Das ist doch wohl ein Beweis, daß die Korrespondenz nicht nur pünktlich, sondern tagelang überhaupt nicht abgeholt wird, und wenn das schon in dem vornehmen Wohnungsquartier Campos Elyseos geschieht, da kann man auf Grund der alten Beobachtung, daß die Arbeiterviertel schlechter behandelt werden als die eleganten Stadtbezirke, wohl vermuten, daß in der Braz, in Barra Funda etc. das Postautomobil ein ganz seltener Gast ist. Solange noch nicht ein Automobil erfunden ist, das von selbst funktioniert, die Postkasten besucht, aufschließt und entleert, solange wird auch die Einstellung eines solchen Vehikels in den Postdienst diesen in keiner Weise verbessern.

Die feierliche Enthüllung des Denkmals João Mendes. Auf dem den Namen dieses großen Volksfreundes tragenden, von schattigen Bäumen umgebenen herrlichen Platze wurde seit Monaten emsig gearbeitet, dem selbstlosen Patrioten ein würdiges Denkmal zu errichten, pietätvoll sein Bildnis in Erz gegossen der Nachwelt zu überliefern. Gewaltige Granitblöcke, teilweise von gigantischen Dimensionen, wurden herbeigeschleppt und nahmen unter dem Meißel geschickter Steinbildhauer nach und nach eigenartige Formen an, um später in unsäglich mühevoller Arbeit teilweise geschliffen und geglättet zu werden. Das Pflanzenboskett in der Mitte des Platzes wurde beseitigt und eine gewaltige Grube gegraben, welche ein starkes Fundament aus stahlhartem Stampfbeton aufnahm; dann wurden die gewaltigen Blöcke darauf postiert, gekrönt von einem einzigen, edle Formen zeigenden Monolithen. Unterdessen hatte unser berühmter Meister Zadig das Modell zu der großen Bronzestatuette des allgeliebten Volksfreundes in vierfacher Lebensgröße modelliert und, wie es bei diesem so eminent begabten, großen Künstler ja selbstverständlich ist, es hatte den vollen Beifall der illustren Männer gefunden, welche sich zu dem edlen Zwecke vereinigt hatten, die geliebte schöne Vaterstadt dieses ihres Geistesheroen João Mendes mit seinem Standbild zu schmücken. — Es folgte die Anfertigung der Wachsform durch den talentvollen brasilianischen jungen Bildhauer und Erzgießer de Mingo, eine gewaltige, viele Meter tiefe Grube wurde in dem Ate-

lier für Bronzeuß im Hofe des Lyzeums gegraben, die Wachsform darin postiert und hernach wieder zugefüllt. Bald erglühete in gewaltigen Gußtöpfen die durch riesige Feuer geschmolzene Bronze in unheimlich schönem Farbenspiel und zu gegebener Zeit erfolgte der Guß unter de Mingos umsichtiger Leitung. Doch geduldig warten hieß es, bis man beurteilen konnte, ob der Guß gelungen war; aber als es endlich Zeit dazu war, da fand man in seltener Vollendung auch dieses schwierige Werk gelungen. Es folgte der Guß der 2 Embleme, das eine Gesetzesbücher, eine Papyrusrolle und Schreibzeug darstellend, das andere den Erdball mit dem gewaltigen Reich Brasilien darauf, umgeben von ruhmvollem Lorbeer. Die Bronzeteile wurden auf das Steinpostament montiert, emsige Hände glätteten, gruben Inschriften ein, welche stark vergoldet wurden, und so ging das Ganze seiner Vollendung mit Riesenschritten entgegen. Zu Anfang erschien Meister Zadig häufig auf dem Werkplatz, dann plötzlich blieb er aber aus und ein grausames Geschick hat ihn bisher verhindert, sein wohl gelungenes Werk in der ganzen Schönheit des Ebenmaßes fertig vor sich zu sehen; seit vielen Wochen schwer an Typhus erkrankt, doch Gott sei Dank wieder auf dem Wege der Besserung, mußte er gestern wohl unendlich schweren Herzens der feierlichen Enthüllung seines ersten Denkmals hier fernbleiben, den Tag, welcher auch ihm zum Ehrentage geworden, auf dem Krankenlager verbringen. — In sinniger Weise hatte man den 13. Mai, den Tag der Aufhebung der Sklaverei, für die Enthüllungsfeier des João Mendes-Denkmal gewählt, den Platz reich mit den Flaggen aller Nationen geschmückt, eine Musiktribüne errichtet und eine festliche Beleuchtung für den Abend installiert.

Um 3 Uhr sollte die Hülle fallen. Sie fiel nach einigen von Herren des Komitees gehaltenen geistvollen Hinweisen auf die Bedeutung des Tages und die unvergänglichen großen Verdienste des wahrhaften Volksfreundes, welche in goldener Inschrift wie im Herzen des Volkes, so hier in den heimischen edlen Granit für ewige Zeiten eingegraben sind. Begeisteter Beifall der zahllosen Menge ertönte, die Musik spielte die Nationalhymne und andächtig lauschten die Menschenmassen, die zu der würdevollen Feier erschienen waren, in stolzer patriotischer Weihestimmung entblößten Hauptes den bekannten schönen und geliebten Melodien.

Tagsüber war das neue, ganz einzigartig künstlerisch erdachte Denkmal von Bewunderern förmlich umlagert. Wie aus einem Guß harmonisch emporwachsend, steht es im Edelmaß seiner einzig-schönen Proportionen vor uns, imponierend und doch schlicht und prunklos, und das lebendige edelgeformte, gewaltige Erzbild des großen Volksfreundes blickt herab von seinem erhabenen Piedestal mit demselben Ausdruck der Liebe und unendlichen Herzensgüte, wie dieser edle Mann es in einem langen, restlos dem Wohle seiner Mitmenschen gewidmeten Leben getan.

Um ein wahrhaft schönes und künstlerisch selten vollkommenes öffentliches Denkmal ist unsere schöne Stadt gestern bereichert worden, zur Ehre ihres großen unvergeßlichen Bürgers, zur Ehre der patriotischen Männer, welche es errichten ließen, des Künstlers, welcher es mit Begeisterung geschaffen.

**Eine Unbescheidenheit.** Einige Bewohner der Rua Barão de Ladario in der Braz haben an eine hiesige Zeitung eine Zuschrift gerichtet, in der sie verlangen, daß ihre Straße gesprenget werde. Die Herren sind wohl noch neu in São Paulo. Wenn sie unsere Präfektur in ihrer ganzen Herrlichkeit kennen würden, dann müßten sie wissen, daß sie für

die Vorstädte und ihre Straßen absolut gar nichts übrig hat. Gesprengt werden nur die Rua 15 de Novembro, die Praça Antonio Prado, die Rua São Bento und die Rua Direita, also das sogenannte Dreieck; an Sonn- und Feiertagen wird auch die Avenida Paulista gesprengt; die Rua Barão de Itapetininga und das Pflaster um die Praça da República werden dagegen nur in den Karnevalstagen gesprengt. Es ist also alles hübsch eingeteilt in der verschönerten Hauptstadt und zu Protesten ist kein Grund vorhanden. Wer in einer nichtzentralen Straße wohnt und diese gesprengt haben will, der kauft sich eine große Gießkanne und sprengt das Pflaster mit dem Wasser, das er selber monatlich bezahlt.

## Bundeshauptstadt.

**Abonnements.** Wir wären unseren in den Vororten wohnenden Abonnenten, in deren Wohnung der Cobrador bereits einmal oder auch schon öfters vergeblich vorgespochen hat, dankbar, wenn sie die Liebenswürdigkeit haben wollten, die fälligen Abonnementsbeträge in unserer Geschäftsstelle, Rua dos Ourives 91, zu entrichten. Die Geschäftsstelle ist von 8 Uhr morgens bis 5 Uhr abends geöffnet, und während jener Tagesstunden, während deren die definitive Quittung nicht ausgehändigt werden kann, kann das Abonnement gegen provisorische Quittung erlegt werden. Die definitive Quittung folgt dann durch die Post.

**Die Bekämpfung der Dürre.** Wie wir der Botschaft des Bundespräsidenten entnehmen, hat die Erhöhung des Etats der Inspectoria de Obras contra as Seccas auf 7000 Contos dieser Behörde Gelegenheit gegeben, ihre Tätigkeit bedeutend auszuweiten. In den Staaten Pernambuco, Alagoas und Sergipe, und bis zu einem gewissen Grade auch in Bahia und Piauhy, bilden die Arbeiten der Inspektion überhaupt das erste, was die Bundesregierung zur Bekämpfung der Dürre tat. Im Laufe dieses Jahres soll die Tätigkeit der Inspektion auch auf den Norden von Minas ausgedehnt werden, was bisher wegen der großen materiellen Schwierigkeiten nicht möglich war. Der öffentliche Wettbewerb für den Bau von drei Staubecken in Ceará, einem in Pernambuco, zwei im Süden von Piauhy und zwei in Bahia wurde bereits Ende 1912 geschlossen, doch konnte der Zuschlag wegen Mangels an Mitteln bisher noch nicht erteilt werden. Aus demselben Grunde wurde auch der Bau verschiedener anderer Staubecken noch nicht ausgeschrieben, darunter der großen Reservoirs von Pilões in Parahyba und Estreito in Ceará. In Ceará ist der Bau von zwei Staubecken besonders dringend, weil dieselben den Beginn der Maßnahmen darstellen, durch die der Rio Jaguaribe zu einem dauernden Wasserlauf gemacht werden soll. Das wird nahezu die vollständige Lösung des Dürreproblems in jenem Staate bedeuten, da etwa die Hälfte des gesamten Gebietes von Ceará von dem Jaguaribe und seinen Nebenflüssen bespült wird. Da der Süden von Piauhy augenblicklich sehr unter der Dürre leidet, so hat die Bundesregierung dort in eigener Regie zwei Staubecken in Bau genommen. Diese Maßregel rechtfertigt sich nicht nur durch die Notwendigkeit dieser Staubecken für die künstliche Bewässerung, sondern auch durch den Umstand, daß der Bau einem großen Teil der notleidenden Bevölkerung Arbeit gewährt.

Studien gemacht wurden für 415 Staubecken, teils öffentliche, teils private, und zwar 19 in Piauhy, 69 in Ceará, 112 in Rio Grande do Norte (davon 102 private), 26 in Parahyba, 23 in Pernambuco, 3 in Alagoas, 8 in Sergipe, 53 in Bahia. Gebaut sind vier, je eines in Piauhy, Rio Grande do Norte, Parahyba und Bahia; im Bau befindlich 34: 2 in Piauhy, 6 in Ceará, 14 in Rio Grande do Norte (davon 8 private), 5 in Parahyba, 1 in Sergipe und 6 in Bahia; projektiert 131: 4 in Piauhy, 30 in Ceará, 59 in Rio Grande do Norte (davon 51 private), 10 in Parahyba, 5 in Pernambuco, 4 in Sergipe und 19 in Bahia. Unterwasser-Wehre wurden studiert im Rio Jaguaribe in Ceará, der zu diesem Zwecke in einer Ausdehnung von 60 Kilometern bereist wurde, im Rio Upanema in Rio Grande do Norte (11 Stück) und im Rio Mossoro, wo für vier Wehre die Pläne ausgearbeitet und der Bau ausgeführt wurde. Im selben Staate Rio Grande do Norte wurden Pläne für zwei Kanäle ausgearbeitet, einer von der Lagoa Guararyra im Munizip Arez und einer von der Lagoa Itaperubú im Munizip Goyanninha. Brunnen wurden im ganzen 120 erbort: 3 in Piauhy, 34 in Ceará, 33 in Rio Grande do Norte, 4 in Parahyba, 13 in Pernambuco, 7 in Alagoas und 26 in Bahia.

Für verschiedene Fahrstraßen — die Inspektion beschränkt ihre Tätigkeit nicht auf reine Wasserbauten, sondern darf vernünftiger Weise auch andere Arbeiten unternehmen, die zur Erschließung des Notstandsgebietes erforderlich sind — wurden Vorstudien gemacht: in Ceará von Cariré nach S. Benedicto (50 Kilometer), in Parahyba von Campina Grande nach Taperoa und von Alagoa Grande nach Areia (140 Kilometer), in Pernambuco von Rio Branco nach Buique, von Granhus nach Aguas Bellas und von Granhus nach Correntes (144 Kilometer). Pläne sind ausgearbeitet für folgende Straßen: in Piauhy von Floriano nach Oeiras (120 Kilometer), in Ceará von Russas nach Acarape (149 Kilometer), von Baturité nach Guaranianga (13 Kilometer), von Sobral nach Meruoca (25 Kilometer) und in Rio Grande do Norte von Macalyba nach Caico (240 Kilometer). In demselben Staate wurden die Fahrstraßen von Natal nach Ponta Negra und von Nova Cruz nach São Bento wiederhergestellt (60 Kilometer).

Außerdem hat die Inspektion einen großen Teil der Staaten Ceará, Rio Grande do Norte, Parahyba, Pernambuco, Alagoas und Bahia geologisch studiert. Sie hat topographische Aufnahmen von Bahia bis Ceará gemacht, die bestimmt sind, für eine Karte des halbtrockenen Gebietes zu dienen. Ferner hat sie eine Reihe von Bewässerungsgebieten studiert, um die Möglichkeit und Nützlichkeit der Staubecken feststellen zu können: 4 in Ceará, 6 in Parahyba. In Parahyba wurden auch 6 Flußgebiete aufgenommen. Herr Alberto Löfgren hat von Bahia bis Goyaz und in einem großen Teile von Piauhy die Flora durchforscht, um die Grenzen des Dürregebietes festzustellen. Drei Kommissionen des Instituts Oswaldo Cruz haben drei Zonen des Gebietes bereist, um den Gesundheitszustand und die Möglichkeit prophylaktischer Maßnahmen kennen zu lernen: die erste fuhr den S. Francisco von Pirapora bis Joazeiro hinab, fuhr in einige Nebenflüsse ein und besuchte die meisten Ortschaften am Ufer; die zweite durchzog Ceará und den Norden von Piauhy, die dritte den Norden von Bahia, den Süden von Piauhy und einen Teil von Goyaz. Der Inspektion unterstehen 300 Regemesser-Stationen und in 33 Flüssen 39 Stationen zum Messen des Wasserstandes. Diese Messungen im Verein mit den Regelmessungen sichern dagegen, daß Staubecken an Stel-

len angelegt werden, wo das Wasser nachher nicht ausreicht. Außerdem unterhält die Inspektion einen Botanischen Garten in Bahia und zwei in Ceará, deren Aufgaben wesentlich praktischer Art sind: für die Wiederaufforstung zu sorgen, Setzlinge zu verteilen und den Anbau von Industrie- und Futterpflanzen zu versuchen.

Alles in allem erhält man aus dem Bericht ein eindrucksvolles Bild von der Tätigkeit der Inspectoria de Obras contra as Secas. Sie gehört unzweifelhaft zu den Behörden, deren Etat mit Zinsen und Zinseszinsen wieder hereinkommen wird.

**Politisches.** Dr. Francisco Salles ist gegangen und an seiner Stelle ist Dr. Rivadavia Corrêa zum Finanzminister ernannt worden. Es heißt wohl, daß diese Besetzung nur eine interimistische sei, gut-unterrichtete Leute behaupten aber zu wissen, daß er auf diesem Posten bleiben werde. Da es nicht gut möglich ist, einen Mann mit der Leitung zweier so wichtiger Aemter dauernd zu betrauen, Dr. Rivadavia aber nach der Ansicht Pinheiro Machados und Hermes da Fonsecas im Finanzministerium der rechte Mann auf dem rechten Platze sei, so werde er von dem Ministerium des Innern und der Justiz zurücktreten, um Rodolpho Miranda Platz zu machen. Dr. Pedro de Toledo gelte Pinheiro Machado nicht als ganz sicher und deshalb werde er Abschied nehmen müssen und an seiner Stelle werde ein „zuverlässiger“ Mann kommen, denn Pinheiro Machado sei entschlossen, den ihm hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen und dazu brauche er im Ministerium Leute, auf die er sich verlassen kann. Jetzt werde Pinheiro Machado erst recht kandidieren und die Bundesregierung werde die Wahl schon machen. Der Bundeskongreß sei dem Senator durchaus untertan und er werde ihn anerkennen, auch wenn er nur ein paar tausend Stimmen bekommen würde. Das sind ja recht tröstliche Aussichten, die sich Brasilien da eröffnen, aber keiner ist in der Lage, sagen zu können, daß dieses alles nicht möglich wäre. Für Pinheiro Machado und seine Leute handelt es sich um Sein und Nichtsein, und es ist nicht zu verwundern, daß sie alles aufbieten, um die Situation noch zu retten.

Ueber die Intervention im Staate Rio de Janeiro zur Einsetzung Dr. Edwiges de Queiroz' in die Staatsregierung hat der Bundesdeputierte Mauricio de Lacerda eine angenehme Erklärung abgegeben. Nach seiner Aussage ist der Plan, Dr. Oliveira Botelho abzusetzen und die Regierung Dr. Edwiges' zu geben, tatsächlich vor dem Bundespräsidenten erörtert worden, Marschall Hermes da Fonseca hat ihn aber mit Entrüstung als eine Infamie zurückgewiesen. Leider hat der fluminense Deputierte, der in dieser Sache als sehr zuverlässig angesehen werden darf, denn er steht sowohl dem Bundespräsidenten wie dem Dr. Oliveira Botelho nahe, den Namen desjenigen nicht genannt, der den Plan anregte, den mit Gewalt eingesetzten Staatspräsidenten auf dieselbe Weise aus dem Regierungspalast zu entfernen. Das muß ja ein Ehrenmann von einem ganz besonderen Kaliber sein, denn ihm ist das Recht- und Ehrgefühl schon soweit abhanden gekommen, da er nur noch eins anerkennt — die materielle Macht. Daß der Bundespräsident den Plan mit Entrüstung zurückwies, ist ein Zeichen, daß der Mann, der für all die Fehler der gegenwärtigen Regierung verantwortlich ist, doch noch am rechtlichsten denkt und das läßt uns wieder bedauern, daß Marschall Hermes da Fonseca unter Leute geraten mußte, die ihn nur im schlechtesten Sinne beeinflussen.

Gestern abend zirkulierte in der Bundeshauptstadt ein sonderbares Gerücht. Zwischen fünf und sechs Uhr fand im Cattete-Palast eine Sitzung der Direk-

toren der konservativen Partei statt und in dieser Versammlung soll Marschall Hermes da Fonseca zum Präsidenten dieser Partei proklamiert worden sein. Der Ursprung dieses Gerüchts konnte nicht festgestellt werden.

Wegen der Entlassung des Herrn Francisco Salles ist es zwischen dem Bundespräsidenten und seinen Söhnen zum Bruche gekommen. Gleich nach dem Bekanntwerden der Entlassung des Finanzministers begab sich Leutnant Mario zu seinem Vater und sagte ihm, daß die Entlassung einen Bruch der versprochenen Neutralität bedeute. Noch schlimmer sei aber die Ernennung Rivadavia Correas zum interimistischen Finanzminister, denn dieser sei gerade das Mitglied der Regierung, das von der Kandidatur Pinheiro Machados zuerst gesprochen habe, und wenn der Präsident ihn nun mit seinem ganz besonderen Vertrauen beehre, so sei daraus zu entnehmen, daß er sich mit aller Entschlossenheit auf die Seite des einen Kandidaten stellen wolle. Marschall Hermes da Fonseca war jedoch anderer Ansicht und nannte seine Haltung loyal. Darauf erklärte ihm Leutnant Mario, daß er mit seinen Parlamentskollegen gehen müsse. Deshalb betrachte er die politischen Beziehungen zu seinem Vater als gelöst. Gleich darauf kam auch der dritte Sohn des Marschalls, Leutnant Euclides da Fonseca, zu seinem Vater und bat um die Entlassung aus seiner Stelle als Ordonnanzoffizier des Bundespräsidenten. — Loyal mag die Haltung des Bundespräsidenten sein, aber neutral ist sie ebensowenig wie die Haltung Nilo Peçanhas anlässlich der Wahlkampagne zwischen Hermes und Ruy. Der Bundespräsident hat versprochen, sich um die Kandidaturen absolut nicht zu kümmern, jetzt macht er aber die Sache Pinheiro Machados zu seiner eigenen. Dem Staatspräsidenten von Rio de Janeiro machte er Vorwürfe, weil dieser nicht mit dem Gauchogeneral ging, Dr. Francisco Salles entließ er, weil dieser mit seinen Landsleuten ging, die sich gegen Pinheiro Machado erklärten, und in der obenerwähnten Versammlung des Direktoriums der konservativen Partei soll er mit aller Entschiedenheit dafür eingetreten sein, daß Pinheiro Machado die Kandidatur unbedingt annehmen müsse. Das alles zeugt von der Aufrichtigkeit seiner Freundschaft zu Pinheiro, aber nach Neutralität sieht es nicht aus.

Alle Welt interessiert sich zu erfahren, wen die kolligierten Staaten zu ihrem Wortführer in der Bundeskammer machen werden. Es ist davon die Rede gewesen, daß es Carlos Peixoto sein werde, andere sagen wieder, daß der Genannte als erklärter Zivilist für den Posten nicht in Frage kommen könne. Man werde deshalb wohl Ribeiro Junqueira nehmen müssen. Es wäre wirklich schade, wenn Carlos Peixoto, der schon vor mehreren Jahren Pinheiro Machado platt an die Wand drückte, mit dem aussichtslosen Zivilismus gehen würde. Sein Platz wäre jetzt neben den Mineiros. Er wäre der beste Wortführer der Kolligierten; Ribeiro Junqueira hat nicht die Bedeutung Peixotos.

Die große Bundesanleihe ist gescheitert. Die in London von dem Bankhause Rothschild aufgelegte Zeichnung hat keinen Anklang gefunden und wir bekommen anstatt des Mammons den schwachen Trost, daß die Zeiten sich bald bessern werden. Die klingende Münze und vollwertige Kassenscheine wären uns lieber gewesen, als die Hoffnung auf künftige bessere Tage. Warum die Taschen der Geldleute zugeknöpft blieben, erfahren die gewöhnlichen Sterblichen nicht. Man redet von der unsicheren Lage in Europa und gibt dem alten Nikita die Schuld, daß Brasilien die elf Millionen Pfund Sterling nicht bekam. Das mag auch mit in Betracht gekommen

sein, aber dann hätte Rothschild die brasilianische Regierung über die Lage unterrichten und den Versuch, Geld aufzunehmen, unterlassen sollen. Andere Leute sagen wieder, daß die Entlassung des Finanzministers auf die europäischen Geldleute einen schlechten Eindruck gemacht habe und deshalb hätten sie es vorgezogen, eine abwartende Stellung einzunehmen. Auch das kann zutreffen. — Tatsache aber ist, daß der Pumpversuch mißlang.

Zur Fleischfrage. Das Schlachthaus in Santa Cruz wurde am Dienstag von einem starken Polizeiaufgebot bewacht. Ein Herr Manuel Lavrador, der früher das Monopol der Fleischlieferung besessen, hatte ein richterliches Urteil verlangt, der ihn in seine ihm von der Präfektur genommenen Rechte wieder einsetzte, und deshalb hatte der Präfekt die Polizei requiriert, um die Besitzergreifung zu verhindern. Manuel Lavrador beschwerte sich darüber bei dem Polizeichef und dieser ließ, als er davon erfuhr, daß es sich um eine Widersetzlichkeit gegen ein richterliches Urteil handelte, die Polizei wieder zurücktreten. Lavrador hat also wieder das Monopol und die Bevölkerung von Rio kann mit Stolz sagen: es gibt noch Richter.

Pinheiro Machado. Seit zwei Tagen zirkuliert in politischen Kreisen das Gerücht, daß Senator Pinheiro Machado das Bedürfnis nach einer schnellen Luftveränderung empfinde und entweder nach Europa oder nach Buenos Aires abreisen wolle. Das wäre der erste vernünftige Einfall, den der Mann seit Jahren gehabt, und noch besser wäre es, wenn er seine Azeredos, seine Felisbellos Freires und tutti quanti mitnehmen würde. Allein zu reisen, ist langweilig und noch besonders für einen Mann, der weder französisch noch englisch, weder deutsch noch italienisch versteht und von den zu besuchenden Ländern nicht weiß, ob sie in Europa oder Europa in ihnen liegt. Deshalb empfiehlt es sich, gute Kameraden mitzunehmen, die einem die Zeit vertreiben und am Schalter die Fahrkarte lösen können. Vorläufig handelt es sich aber nur um ein Gerücht und Pinheiro Machado ist imstande, aus allzu großem Respekt vor dem vielen Wasser hier zu bleiben. Diese Angst müßte man ihm ausreden, denn noch nie ist er hier so überflüssig gewesen wie jetzt und noch niemals war der Wunsch, den Mann von der Ferne zu sehen, so berechtigt wie im gegenwärtigen Augenblick, wo er nichts nützen, aber wohl sehr viel verderben kann.

Der Viehreichtum von Minas scheint gar nicht so groß zu sein, als man gemeinhin anzunehmen pflegt. Der Landwirtschaftsinspektor der Bundesregierung, zu dessen Bezirk Minas gehört, ist augenblicklich mit einer Aufstellung des Viehbestandes in dem großen Binnenstaate beschäftigt und veröffentlicht die Ergebnisse entsprechend dem Fortschritt der Arbeit stückweise. Soeben werden die Zahlen für die Munizipien Jacutinga, Campanha, Conceição do Rio Verde und Virginia bekannt. Jacutinga besitzt 3100 Stück Rindvieh, 1500 Pferde, 700 Maultiere, 340 Ziegen, 220 Schafe und 4200 Schweine, zusammen 10.130 Stück; Campanha 2600 Stück Rindvieh, 620 Pferde, 420 Maultiere, 470 Ziegen, 450 Schafe, 3900 Schweine, zusammen 8530 Stück; Conceição do Rio Verde 4050 Stück Rindvieh, 710 Pferde, 340 Maultiere, 300 Ziegen, 250 Schafe, 2870 Schweine, zusammen 8520 Stück; Virginia 3400 St. Rindvieh, 1670 Pferde, 530 Maultiere, 180 Ziegen, 150 Schafe, 4100 Schweine, zusammen 10.030 Stück. An Rindvieh, worauf es uns bei dieser Bemerkung mit Rücksicht auf die Fleischteuerung besonders ankommt, besitzen die vier Munizipien insgesamt nur 13.150 Stück. Man kann nicht sagen, daß das für ein Gebiet von dem Flächeninhalt, den vier Minas-

Munizipien zu haben pflegen, besonders viel sei. Die Statistik erweist vielmehr die Richtigkeit der Behauptung, daß im Innern gar nicht soviel Vieh vorhanden ist, wie in den Betrachtungen über die Fleischteuerung vorausgesetzt wird. Dann erklärt sich aber auch die Fleischteuerung sehr ungezwungen aus der Fleischnot. Der verhältnismäßig größere Schweinebestand (insgesamt 15.070 Stück) ändert daran nichts, weil der örtliche Konsum an Schweinen größer ist, namentlich für die Haus-schlachtungen, und weil dem Transport des Borstenviehs auf bedeutende Entfernungen engere Schranken gezogen sind, als dem Rindvieh-Transport. Jedenfalls sollten Zahlen wie die obigen den zuständigen Bundes- und Staatsbehörden Anlaß geben, unermülich für die Förderung der Viehzucht zu wirken.

Deutsche Krähwinkelei in Chile. Eine sonderbare und wenig erquickliche Kunde kommt aus Chile. Dort haben es einige Reichsdeutsche glücklich fertig gebracht, in der Presse eine Polemik über die Frage zu entfesseln, wer sich „Deutscher“ nennen dürfe. Die Herren wollen den in Chile geborenen Nachkommen der deutschen Einwanderer das Recht absprechen, sich „Deutsche“ zu nennen. Diesen wird empfohlen, unter Teutonen, Teutochlenen, Germanen, Deutschländern und ähnlichen mehr sich etwas ihnen Wohlgefälliges auszusuchen. „Deutscher“ sei der Reichsdeutsche allein. Es wäre zum Lachen, so schreiben die Mitteilungen des Vereins für das Deutschtum im Auslande, wenn es nicht so bitter traurig und kläglich zugleich wäre, nicht ein so blamables Zeichen für den Tiefstand nationaler Erkenntnis, der gerade im Reichsdeutschen des Auslandes so manchmal noch beschämend hervortritt, daß in unseren Tagen, wo die Gegner des deutschen Volkstums immer zielbewußter all ihre Blutsgenossen sammeln gegen uns Deutsche, derartige noch möglich ist. Deutsch ist, wer deutschen Blutes und deutscher Zunge sich seiner Zugehörigkeit zum Deutschtum bewußt ist, ganz gleich, ob er durch den Gang der Geschichte oder seines persönlichen Geschickes Zugehöriger einer fremden Staatsgemeinschaft geworden ist. Daß wir Millionen solcher Deutschen auf der ganzen Welt vorfinden, beruht die tiefste Stärke unserer Weltstellung auf der Erde, darin wurzeln die sichersten Bürgschaften für das siegreiche Vordringen unserer Kultur- und Geistesgüter wie unseres Handels und Gewerbefleißes. Das volle und unbestreitbare Recht, sich Deutscher zu nennen, haben sich diese Volksdeutschen in der Fremde in hartem Kampfe oder in treuer, opferfreudiger Betätigung für die Erhaltung ihres Deutschtums tausendfach erworben, das sollen sich die Reichsdeutschen, die diesen törichteren Streit zur Unehre des deutschen Namens hervorgerufen haben, gesagt sein lassen!

Eine Anklage gegen die Polizei. Am Donnerstag fand in Rio de Janeiro eine volksversammlung statt, um gegen die paulistaner Polizei zu protestieren. Den Anlaß dazu gab folgender Fall. Ein Reporter traf in dem Gefängnis einen aus Santos stammenden Arbeiter namens Adolfo Anta, der ihm seine Leidensgeschichte erzählte. Er habe am 4. Januar d. J. in Santos den Polizeidelegado um die Erlaubnis gebeten, ein Meeting zum Protest gegen das argentinische Fremdenausweisungsgesetz veranstalten zu dürfen. An demselben Tage sei er verhaftet und nach São Paulo gebracht worden. Hier habe man ihn ausgefragt, wer die leitenden Mitglieder des santenser Arbeiterverbandes seien; er habe das aber nicht sagen können, denn er habe dem Verbandsrat angehört und weiß infolgedessen in seinen Sachen nicht Bescheid. Die paulistaner Poli-

zei habe ihn für einen Anarchisten gehalten, was er aber absolut nicht sei, denn er zähle sich zu den Syndikalisten. Am 6. desselben Monats habe man ihn in Begleitung eines Geheimpolizisten nach Rio de Janeiro geschickt und am 8. sei er nach dem Gefängnis gebracht worden, wo er sich inmitten von Mördern und Räubern befinde. Während der vier Monate, die er in der Gefangenschaft verbracht, sei er nie ausgefragt worden: niemand habe sich um ihn gekümmert. Als dieser Fall bekannt wurde, wurde auf dem Largo da Carioca ein Meeting einberufen, auf dem der bekannte Journalist Dr. Orlando Lopes von der „Epoca“ gegen die Paulistaner Polizei sprach. Dabei erwähnte er auch das Fremdenausweisungsgesetz, das er als unmoralisch bezeichnete.

Der Dichter der Lussiadens, der große Camões hat auch nach seinem Tode nicht die Würdigung gefunden, die er verdiente. Vor einem Jahr wurde ihm in Paris ein bescheidenes Denkmal errichtet. Bei der Enthüllung waren unter Anderen zugegen: Dr. Oliveira Lima, Affonso Arinos, Olavo Bilac und Medeiros e Albuquerque. Der Erstere der Genannten hielt die Enthüllungsrede und somit war die Enthüllung mehr eine brasilianische als eine portugiesische Angelegenheit geworden, wie ja auch das Geld zur Errichtung des Standbildes, wie es heißt, nicht hauptsächlich aus Portugal, sondern aus Brasilien stammte. Dieses Denkmal muß nun niedergerissen werden, weil es den Pariser Stadtvätern nicht gefällt. Heute, den 10. Mai muß die Bronzestatue wieder von ihrem Piedestal und in irgendeinen Schuppen, bis sie wieder ein Plätzchen findet, wo die Gestalt des großen Dichters durch ihren Anblick nicht die Augen der Pariser Snobs verletzt. Was würden unsere Intellektuellen sagen, wenn nicht die Franzosen, sondern die Deutschen ein von ihnen errichtetes Denkmal wieder niederreißen liesen?

Das 1. Kavallerieregiment, das unter dem Kommando des Obersten Joaquim Ignacio steht, beging vorgestern das Fest seines 105 jährigen Bestehens. Noch in der Kolonialzeit wurde dieses Lanzenreiterregiment gegründet, bald nachdem D. João VI. nach Brasilien gekommen war. Unter anderen Festlichkeiten wurde in dem Empfangssaale des Regiments eine Galerie der Porträts sämtlicher Kommandeure, von 1808 bis 1912, enthüllt. Es sind gar nicht so viele, wie man vielleicht annehmen könnte, nämlich nur 24, den jetzigen Kommandeur eingerechnet. Wir bringen dem Regiment, das sich in den verschiedenen brasilianischen Feldzügen hervorgetan hat, unsere Glückwünsche dar.

Der Rohrpostdienst ist jetzt auf alle Stadtämter des Bundes-Telegraphen ausgedehnt worden. Man kann also außer von der Telegraphendirektion an der Praça da Republica und dem Hauptpostamt auch von und nach den Telegraphenämtern Avenida Rio Branco, Largo do Machado, Rua S. Clemente, Largo da Lapa, Rua Haddock Lobo und Zentralbahnhof Rohrpostkarten und -briefe senden. Die Gebühr beträgt 300 Reis und die Bestellung erfolgt genau so wie die der Telegramme durch die Telegraphenboten. Als Grenzen des Bestellbezirks sind der Largo dos Leões und der Largo da Segunda-Feira angegeben. Nach allen zwischen diesen beiden Punkten beliegenden Straßen und Plätzen werden die Rohrpostbriefe ausgetragen.

Wieder ein Diebstahl an Bord. Erst vor einigen Tagen wurde an Bord des englischen Dampfers „Alcala“ zwischen Santos und Rio ein Diebstahl ausgeführt und jetzt ist wieder ein Passagier des deutschen Dampfers „Rio Pardo“ bestohlen worden. Herr Vicente Teixeira Marquez, der sich in

Santos eingeschifft hatte, betrat erst beim Verlassen des Hafens seine Kabine und gewährte, daß ein wertvoller Handkoffer, der mehrere kostbare Schmucksachen enthielt, verschwunden war. Da der Koffer nach der Ansicht des Bestohlenen nur im Hafen entwendet sein konnte, so ließ er den Fall durch Radiogramm der santenser Polizei melden und dieser gelang es auch, die Schmucksachen bei zwei Pfandleihern aufzutreiben. Diese beiden bezeichneten einen und denselben jungen Mann als denjenigen, der die Schmucksachen verpfändet hat. Dieser junge Mann gehört zu einer achtbaren santenser Familie.

Forstgarten. Der Direktor des Horto Florestal der Bundesregierung, Dr. Amandio Sobral, teilte dem Landwirtschaftsminister mit, daß das Institut seit dem 1. Januar 500.000 Setzlinge von Wall-, Zier- und Fruchtbäumen verteilt habe, deren Wert zum mindesten 300 Contos betrage. Der Forstgarten vermag nach der Berechnung des Direktors im laufenden Jahre mindestens noch 1.700.000 Setzlinge im Werte von 1000 Contos zu liefern. Im Bedarfsfalle lasse sich die Lieferung sogar auf 3 Millionen steigern. Im vergangenen Jahre wurden seit Mai — in welchem Jahre die Verteilungstätigkeit begann: — 1.188.862 Setzlinge verteilt. Nie auch in Brasilien bisher in so kurzer Zeit so viele Pflanzen unentgeltlich verteilt worden. Wir machen darauf aufmerksam, daß jedermann aus dem Forstgarten Pflanzen unentgeltlich beziehen kann. Die Lieferung erfolgt frachtfrei bis zur nächsten Bahn- oder Schiffsstation des Empfängers. Gesuche sind zu richten an die Directoria do Horto Florestal — Jardim Botânico —, Rio de Janeiro.

Französische Militärinstruktoren. Die Regierung unserer Nachbarrepublik Uruguay hat dem Kongreß ein Gesetzesprojekt zugehen lassen betreffend die Kontrahierung einer französischen Militärmission. Diese Mission wird sowohl über die Militärschule wie über die Marineschule die Aufsicht führen und sie wird sich zusammensetzen aus einem Obersten, einem militärischen Subintendenten, einem Artillerie-, einem Kavallerie- und einem Ingenieur-Hauptmann, einem Kapitänleutnant, sowie mehreren Sergeanten der Infanterie, der Kavallerie, der Artillerie und der Marine. Der Oberst muß von der Infanterie sein. Es unterliegt keinem Zweifel, daß der uruguayische Kongreß, der in der letzten Zeit eine nie geahnte Tatenlust an den Tag legt, dieses Projekt annehmen wird. In Uruguay, das noch vor kurzem das revolutionslustigste Land Südamerikas war, weht ein frischer Zug. Den Offizieren ist schon die Einmischung in die Politik verboten, und wenn das Militär jetzt noch europäische Instruktion bekommt, dann wird es bei der vorzüglichen Eignung des Menschenmaterials sehr bald eins der besten von Südamerika werden. Das uruguayische Heer setzt sich aus einer Reiterei zusammen, wie sie in Brasilien nur in Rio Grande do Sul zu Hause ist, und der Uruguayer ist ein geborener Soldat. Mit der Ausbildung dieser vorzüglichen Leute werden die Franzosen sich Ehre einlegen und wir wetten, daß sie nach Jahr und Tag sagen werden, sie hätten der Gauchada die Beweglichkeit abgebracht. — Deutschen Kavallerie-Offizieren haben wirklich das Herz im Leibe gelacht, wenn sie diese famosen Creolen zum Drillen bekommen hätten, aber es hat nicht sein sollen.

Argentinische Eisenbahn. Telegramme aus Buenos Aires wissen zu melden, daß ein kapitalstarkes fremdes Syndikat den Nationalkongreß um die Konzession einer Bahn von Santa Fé nach der brasilianischen Grenze gebeten habe. Die Bewilligung dieser Konzession sei so gut wie sicher. „Die-

## Allerlei.

se Eisenbahn wird sehr viel dazu beitragen, die Handelsbeziehungen zwischen beiden Ländern besser zu gestalten“, schließt die Meldung. An Stelle des Wortes Handel sollte man Schmuggel setzen. Die Argentinier verbessern ihre Eisenbahnen und dadurch erleichtern sie den Schmuggel nach Brasilien.

Ein Weltreisender stellte sich heute in unserer Redaktion vor; es ist der Gartentechniker Herr Witold Breyer, ein Deutscher. Er verließ am 12. Februar 1912 Tsingtau (Deutsch-China) und begab sich über Peking und Tientsin in das chinesische Revolutionsgebiet, wobei er mancherlei Abenteuer erlebte. Hernach reiste er weiter durch die Mandschurei nach Port Arthur, Mukden und Schang-Schung, von hier aus quer durch Sibirien über Irkutsk am großen Baikalsee entlang, dann durch Samara nach Tula, Moskau, Dresden, Wien, München, Paris, Brüssel, Antwerpen, London und Liverpool, wo sich Herr Breyer nach Brasilien einschiffte. Von São Paulo aus will der Weltreisende nach Minas und den anderen Staaten Brasiliens, um das schöne Land auf das gründlichste kennen zu lernen. Später geht sein Weg nach Argentinien, Chile, Peru und Nordamerika. Bis jetzt hat Herr Breyer ca. 50.000 Kilometer zurückgelegt. Seinen Lebensunterhalt bestreitet er durch den Verkauf von Ansichtskarten mit seinem Bildnis, nach einer Photographie aus dem Atelier Chen Hua in Tientsin. Auch schreibt er Reiseberichte für Zeitungen und sammelt gute Photographien aller Länder für illustrierte Zeitschriften. Ende 1915 soll seine Weltreise beendet sein; Herr Breyer beabsichtigt dann seine Erlebnisse und Eindrücke in Buchform herauszugeben.

Der Mord in der Avenida. Jetzt ist auch der zweite Capanga Mendes Tavares', Quincas Bombeiro, abgeurteilt worden. Er erhielt ebenso wie sein „Kollege“, João de Estiva, dreißig Jahre Zellenhaft. Die beiden Helfer haben also die höchste Strafe erhalten, der Hauptverbrecher wurde aber freigesprochen. Nichts geht doch über die Gleichheit vor dem Gesetz!

Erwischt. Der Portugiese Francisco Gomes Gonçalves war aus seiner Heimat nach Rio gekommen, um einige Geschäfte abzuwickeln. Die freie Zeit, die ihm blieb, benutzte er, um die Schönheiten der Stadt kennen zu lernen. Als er vorgestern in dem prächtigen Park der Praça da Republica spazieren ging, näherten sich ihm zwei Unbekannte, die ihm in freundschaftlicher und einnehmender Weise die berühmte Geschichte von dem Lotterielos mit dem großen Treffer erzählten. Unglücklicher Weise kannte Gonçalves diesen Gaunertrick bereits und war deshalb nicht zu bewegen, das Los anzunehmen und sein Geld dafür in Depot zu geben. Die beiden entfernten sich, kehrten aber nach einigen Augenblicken zurück und redeten nochmals auf Gonçalves ein. Sie hatten auch diesmal keinen Erfolg, fanden aber Gelegenheit, dem Portugiesen die Barschaft zu stehlen. Gonçalves merkte rechtzeitig den Verlust und lief rufend hinter den beiden Gaunern her. Zu seinem Glück war ein Polizist in der Nähe, der die Situation erfaßte und die Tasehendiebe verhaftete. Auf der Polizeiwache des 12. Distrikts wurden sie als alte Bekannte begrüßt und nach der Erzählung des Portugiesen einer Leibesvisitation unterzogen. Zwischen Hemd und Weste des einen Gauners fanden sich die gestohlenen 630 Milreis. Sie wurden ihrem Eigentümer zurückgegeben, der unter vielen Dankesbeteuerungen damit abzog. Die erwischten Diebe aber wurden ins Gefängnis eingeliefert.

Orden, Wappen und der „Mann von Welt“. Ueber vier Kapitel im Leben des „Mannes von Welt“, die, nach seiner Ansicht, vielfach sehr stiefmütterlich behandelt werden, plaudert der bekannte Geschichtsforscher und Genealoge Kammerherr Dr. Stephan Kekule von Stradonitz in anregender Weise in der demnächst erscheinenden Aprilnummer der Zeitschrift „Deutscher Herold“, die der bekannte Verein „Herold“ in Berlin herausgibt. „Wie trägt der Gentleman Orden?“ — „Woran, wie und wann führt der Gentleman Wappen und Krone?“ — „Die Ringe des Mannes von „Welt.“ — „Der Gentleman bei Hofe“, so lauten die Ueberschriften der vier Kapitel. Und Dr. Kekule von Stradonitz wendet sich gegen all die Verstöße, die selbst von sonst durchaus „soignierten“ Personen auf diesen vier Gebieten begangen werden. Er meint, das richtige Tragen von Orden (nicht das nur vorsehriftsmäßige, das selbstverständlich ist) bedeuete eine Wissenschaft zugleich und eine Kunst, die nur durch langjährige Übung und genaues Aufpassen auf unstreitig mustergültige Vorbilder erlernt wird. Ein Zuviel ist hier ebenso verfehlt, wie ein Zuwenig, gewisse Gebräuche haben sich herausgebildet, und wer gegen sie verstößt, wird von den Wissenden zu höflich, aber doch wenigstens „verlächelt“! Hat doch sogar Bismarck dem Ordenträger in den „Gedanken und Erinnerungen“ an verschiedenen Stellen seine Aufmerksamkeit zugewendet. Gesehmaeklos ist es, wenn der Gentleman sein Wappen an Dingen anbringt, wo sie nicht hingehören, womöglich noch in heraldisch unrichtiger Form. Und auch über den Wappenring, seine Ausführung und den Finger, an dem man ihn zu tragen hat, muß der Mann von der Welt Bescheid wissen. Was nun den Gentleman bei Hofe anbelangt, so sind zwar alle Herren der Hofgesellschaft an den verschiedenen Höfen unzweifelhaft Gentleman dem äußerlichen Begriffe nach, doch kann sich nicht immer jeder Einzelne, der berühmten „glorreichen Ungewißheit der Höfe“ gegenüber, mit der vollendeten Sicherheit benehmen, die dem jungen Bismarck das Prädikat: „quite a gentleman“ eintrug. Dieses Kapitel müßte allerdings, so sagt Dr. Kekule von Stradonitz, eigentlich ein wirklicher Sachkenner, ein Oberhofmarschall wie etwa der als soleher unübertreffliche Graf August zu Eulenburg, schreiben . . .

Die sieben Todsünden des modernen jungen Mannes. Die französische Zeitschrift „Der Pariser Geschmack“ hat den jungen Damen ihres Leserkreises die folgende schicksalsschwere Frage vorgelegt: „Welches sind die sieben schlimmsten Fehler des modernen jungen Mannes?“ und eine sehr große Anzahl Antworten erhalten. Das Resultat, das einen intimen Einblick in die Anschauungen der modernen Damen, als in die der jungen Männer gewährt, stellt den Egoismus als den größten Fehler des stärkeren Geschlechts hin. 10.011 Stimmen nannten dieses Laster. An zweiter Stelle steht die Faulheit, auf die sich 7412 Stimmen einigten. Die Geckenhaftigkeit erhielt 7405 Stimmen, die Ausschweifung 6401, die Spielleidenschaft 6317. Als sechste Todsünde käme die Unmäßigkeit mit 5091 Stimmen und als siebente der Mißbrauch des Sports mit 5044. Sehr viel kleinere Stimmzahlen sind dann noch auf Unbeständigkeit, Geiz, Feigheit und Eifersucht gefallen. Mit an letzter Stelle stehen Schlechtigkeit und Dummheit. Das junge Mädchen von heute verdammt vor allem Egoismus und Faulheit, weil sie die Haupthindernisse sind, die der Frau das luxuriöse und behagliche Leben unmöglich machen.

Der Mann soll möglichst wenig an sich denken und möglichst viel für die Frau arbeiten. Deshalb treten die eigentlichen Charakterfehler in dieser Liste der männlichen Todsünden zurück.

Wie man in Japan Auktionen abhält, ist recht interessant. Die zu versteigernden Gegenstände werden ganz wie bei uns vorgezeigt, aber man macht nun kein mündliches Angebot, das von anderen gesteigert werden kann, sondern jeder, der den Gegenstand zu haben wünscht, schreibt stillschweigend seinen Namen und die Summe, die er anlegen will, auf einen Zettel, und steckt diesen in einen Kasten. Haben alle Kauflustigen ihr Gebot abgegeben, so wird der Kasten geöffnet, und der Gegenstand demjenigen zugesprochen, der das höchste Gebot abgegeben hat. Ist das höchste Gebot zufällig mehrmals vorhanden, so müssen die Betreffenden unter sich das Verfahren wiederholen.

Was der deutsche Kaiser liest. Die Affäre des Gutspächters Sohst hat wiederum dazu geführt, daß sich in der Öffentlichkeit mancherlei unrichtige Anschauungen über die Quellen gebildet haben, aus denen die Informationen des Kaisers fließen. Von sehr gut unterrichteter Seite hören wir über die Informationsquellen des deutschen Kaisers das folgende: Der Kaiser pflegt in der Regel morgens schon zu einem Zeitpunkt aufzustehen an dem die reichshauptstädtischen Morgenblätter gerade erst erschienen sind. Das erste, was der Kaiser nun nach dem Aufstehen tut, ist, daß er sich über die aktuellsten Ereignisse durch die Lektüre orientiert. Zwischen der Zeit des Erscheinens der Blätter und dem Termin, zu dem der Kaiser nach der Lektüre verlangt ist, der Zeitraum so knapp und karg bemessen, daß auch der eiligste Zensor nicht in der Lage wäre, auch nur die wichtigsten Blätter daraufhin zu bearbeiten, was von ihnen dem Kaiser vorgelegt werden soll. Tatsache ist, daß der Kaiser sozusagen auf alle Berliner Blätter abonniert ist, daß sie täglich ebenso wie die wichtigen Auslandsblätter, vollständig und unzerschnitten auf seinen Frühstückstisch gelegt werden. Ob er sie alle liest, wieviel er aus jedem Blatte liest, das freilich ist eine andere Frage, das ist vor allen Dingen eine Frage der Zeit. Da der Kaiser eine der meistbeschäftigten Persönlichkeiten ist, findet er natürlich nur Zeit, die Blätter zu überfliegen. Daß das andererseits aber gar nicht oberflächlich geschieht, beweist sich dadurch, daß die täglichen Tischgäste des Kaisers immer wieder erstaunt sind, wie sehr und wie intim der Kaiser über alle aktuellen Vorgänge auf dem Gebiete von Kunst, Wissenschaft und Technik orientiert ist. Außer den Zeitungen stehen dem Kaiser natürlich noch andere Informationsquellen zur Verfügung. Er ist Abonnent des Wolffschen Telegraphenbureaus und erhält ausserdem auch die wichtigen Auschnitte aus den Zeitungen, die das Auswärtige Amt und das preussische Ministerium des Innern für ihre Archive zu reechtmachen. Dadurch ist vielleicht das Märchen entstanden, daß Kaiser Wilhelm überhaupt nur Auschnitte lese.

Anekdoten aus San Remo. Die Chronik von San Remo hat bekanntlich oft Fürstenbesuche zu verzeichnen; hier suchte nicht nur Kaiser Friedrich Linderung seiner Qualen, auch die Zarin Alexandra, die Herzogin von Aosta, der König von Württemberg und manche andere Angehörige von Herrscherhäusern sind der Bevölkerung San Remos zu vertrauten Erscheinungen geworden. Viele Episoden und Anekdoten gehen von Mund zu Mund. In der Tribuna veröffentlicht jetzt Angelo Ragghianti einige dieser Erinnerungen und erzählt dabei auch eine amüsante Anekdote, deren Held Kaiser Wilhelm II. ist. Als der Kaiser nach San Remo kam, fand

er eines Tages vor der Villa einen Fuhrmann, der eine Anzahl von Kisten, Kasten und Schachteln ab lud. Er fragte seine Schwestern, was diese vielen Schachteln und Kisten zu bedeuten hätten. „Das sind unsere Toiletten; sie kommen aus London.“ — „Und warum nicht aus Berlin? Was gehen euch die englischen Schneider an?“ Aber die Prinzessinnen verteidigten sich, und die Prinzessin Margarethe, die Gemahlin des Prinzen Friedrich Karl von Hessen, meinte: „Wir sind im übrigen doch sozusagen beinahe Engländerinnen.“ Worauf der Kaiser kurz erwiderte: „Ach was, Engländerinnen! Ihr seid keine englischen Prinzessinnen, sondern deutsche Gänse.“ Und zum Baron Munds gewandt, fuhr erfort: „Ich weiß nicht was ich dem Chirurgen geben würde, der es verstünde, ihnen jene vier Unzen englischen Blutes abzuzapfen.“

Wie amerikanische Warenhäuser inserieren. Die große Zugkraft, die amerikanische Geschäftshäuser auf ihre Käufer ausüben, hat nach den Berichten des Volkswirtschaftlers N. Delaware ihren Grund in der Zeitungsanzeige, mit der sie geradezu verschwenderisch umgehen: Interessant sind einige Zahlen, die das Berliner Fachblatt „Der Konfektionär“ diesem Berichte entnimmt. Die Tageszeitungen von New York bezogen im letzten Jahre von Siegel, Cooper u. Co., dem größten Warenhaus in New York, für tägliche Annoncen 2 Millionen, von Wanmaker 2½ Millionen. Das Kaufhaus R. H. Macy u. Co. inserierte für 3½ Millionen in einer einzigen Zeitung und hatte den Erfolg, 300 Millionen im Jahr unzusetzen. Für die Zeitungsreklame allein beschäftigten die großen Häuser einen ganzen Staff von Personal, der seine besonderen Büroräume hat. Ausserdem werden noch Preise für die ausgesetzt, die einen besonders geistvollen oder wirksamen Einfall haben. Die Reklame spielt eben in Amerika eine ungeheure Rolle. Daher ist auch zum Teil einerseits der große Umsatz der Riesengeschäfte zu erklären, andererseits die Volkstümlichkeit, die die einzelnen Geschäfte sich erworben haben.

### Landesprodukte.

S. Paulo. Grosshandelspreise vom 14. Mai 1913.

|                                     |                       |         |   |          |
|-------------------------------------|-----------------------|---------|---|----------|
| Zucker, Mascavo . . . . .           | per Sack von 60 kg    | 14\$000 | — | 15\$000  |
| „ Kraystall . . . . .               | „ „ „ 60 „            | 26\$000 | — | 26\$500  |
| „ Gries . . . . .                   | „ „ „ 60 „            | 19\$0 0 | — | 20\$000  |
| Schnaps . . . . .                   | „ Liter . . . . .     | \$320   | — | \$340    |
| Erdnüsse . . . . .                  | „ 100 Liter . . . . . | 8\$000  | — | 9\$000   |
| Reis, Agulha 1. Qual. . . . .       | pr. Sack v. 58 kg     | 26\$000 | — | 28\$000  |
| „ 2. „ . . . . .                    | „ „ „                 | 22\$000 | — | 24\$0 00 |
| „ Catete 1. „ . . . . .             | „ „ „                 | 21\$000 | — | 23\$000  |
| „ 2. „ . . . . .                    | „ „ „                 | 18\$000 | — | 20\$000  |
| „ Quirera . . . . .                 | „ „ „                 | 8\$000  | — | 10\$000  |
| „ Iguape . . . . .                  | „ „ „                 | 26\$000 | — | 28\$000  |
| Spiritus von 36 Grad . . . . .      | „ Liter . . . . .     | \$600   | — | \$800    |
| „ Primaware . . . . .               | „ „ „                 | \$800   | — | 1\$000   |
| Knöblauch . . . . .                 | „ Hundert . . . . .   | \$600   | — | 1\$000   |
| Kleeheu (Alfafa) Pr. d. St. . . . . | „ kg . . . . .        | \$250   | — | \$300    |
| Mangabeira-Kautschuk . . . . .      | „ Arroba . . . . .    | 35\$000 | — | 45\$000  |
| Kartoffeln, vorige Ernte . . . . .  | „ Sack . . . . .      | 11\$000 | — | 12\$000  |
| „ neue prima . . . . .              | „ „ „                 | 13\$000 | — | 14\$000  |
| Schweinefleisch, gesalzen . . . . . | „ Arroba . . . . .    | 14\$000 | — | 16\$000  |
| Baumwollkerne . . . . .             | „ „ „                 | —       | — | \$900    |
| Wachs . . . . .                     | „ kg . . . . .        | —       | — | 1\$800   |
| Bohnen, neue . . . . .              | „ 100 Liter . . . . . | 25\$000 | — | 27\$000  |
| „ vorige Ernte . . . . .            | „ 100 „ . . . . .     | 16\$000 | — | 18\$000  |
| Mandiokamehl (Far. d. m.) . . . . . | „ Sack . . . . .      | 13\$000 | — | 14\$000  |
| Maismehl . . . . .                  | „ „ „                 | 8\$000  | — | 9\$000   |
| Mais, gelber . . . . .              | „ 100 lt . . . . .    | 8\$000  | — | 9\$000   |
| „ weisser . . . . .                 | „ 100 lt . . . . .    | 8\$600  | — | 9\$000   |
| „ Catete . . . . .                  | „ 100 lt . . . . .    | 8\$500  | — | 9\$000   |
| Röllentabak . . . . .               | „ Arroba . . . . .    | 20\$000 | — | 26\$500  |
| Rizinuskerne . . . . .              | „ kg . . . . .        | \$130   | — | \$140    |
| Butter, frische . . . . .           | „ „ „                 | 2\$000  | — | 2\$400   |
| Eier . . . . .                      | „ Dutzend . . . . .   | 1\$000  | — | 1\$400   |
| Käse . . . . .                      | „ Stück . . . . .     | 1\$400  | — | 1\$600   |
| Speck, gesalzen . . . . .           | „ Arroba . . . . .    | 16\$000 | — | 17\$000  |

## Warum gegen Brasilien?

Vor einigen Tagen brachte der Telegraph die Nachricht, daß die Generalunion der französischen, spanischen, portugiesischen und italienischen Arbeiter dem brasilianischen Gesandten in Madrid, Herrn Dr. Fontoura Xavier, eine Art Ultimatum zugesandt habe, mit der kategorischen Aufforderung, für die Aufhebung des Fremdenausweisungsgesetzes einzutreten. Sollte die Lex Gordo nicht abgeändert werden, dann hätte Brasilien für alle Zeiten es mit der genannten Arbeiterunion verdorben und sie werde es auf eine Kraftprobe ankommen lassen. Wenn das Schriftstück nicht die Drohung enthalten hätte, dann wäre gegen dasselbe nichts einzuwenden, es wäre aber auch kein Ultimatum, sondern eine Bittschrift gewesen; die moderne Arbeiterschaft bittet aber um nichts mehr — sie fordert.

Nach dem Bekanntwerden dieser Forderung haben mehrere brasilianische Blätter gefragt, warum die Agitation sich denn eigentlich gegen unsere Republik richtet und sie haben darauf keine Antwort gewußt. Die Forderung macht auch wirklich einen sonderbaren Eindruck. Daß die Lex Gordo den Arbeitern nicht gefällt, finden wir sehr begreiflich. Uns hat sie auch noch nie gefallen und wird auch nie gefallen. Was wir aber mit unseren landessprachlichen Kollegen nicht begreifen, ist, daß die ganze Wut der europäischen Arbeiterschaft romanischen Stammes sich ausgerechnet gegen Brasilien richtet und nicht zu gleicher Zeit auch gegen Argentinien, das zuerst die Fremdenausweisung einführt und das manche reaktionäre und arbeiterfeindliche Bestimmung aufrecht erhält, die Brasilien nicht kennt. Ist das Gesetz der Fremdenausweisung von Uebel, dann ist es mit einem jeden solchen Gesetz der Fall und auch die La Plata-Republik verdient ein Ultimatum.

Daß das Ultimatum von einer Union gezeichnet ist, die sich aus französischen, spanischen, portugiesischen und italienischen Arbeitern zusammensetzt, wirkt auch beinahe komisch. Die Union hat in den Ländern, in welchen sie domiliziert ist, so viel zu tun, daß sie überseeische Länder eigentlich in Ruhe lassen könnte. Italien ist ein politisch sehr freies Land, aber sozial ist es noch sehr rückständig. Die Kinder- und Frauenarbeit ist nicht geregelt, die Arbeiterversicherung ist kaum der Rede wert und die Zustände in den bekannten Schwefelgruben von Civitavecchia können mit dem ruhigsten Gewissen kapitalistisches Verbrechen genannt werden. Will die Generalunion etwas tun, dann soll sie hier ihren Hebel ansetzen und verhüten, daß die italienische Jugend in der Schwefelhölle vergiftet wird.

Von Portugal ist nicht viel zu sagen, aber erinnern können wir uns daran, daß vor noch nicht allzu langer Zeit illustrierte europäische Zeitschriften Photographien veröffentlichten, auf welchen man sah, wie die glorreiche republikanische Kavallerie auf streikende Arbeiter der elektrischen Straßenbahn von Lissabon Attacken ritt. Und erinnern kann man sich auch daran, daß auch in den politischen Gefängnissen Portugals ein Dostojewsky Stoff für die „Memoiren aus einem Totenhause“ gefunden hätte. Will die Generalunion sanierend wirken, die Ungerechtigkeit bekämpfen, dem Recht zum Siege verhelfen, dann wende sie sich gegen diese Pseudorepublik auf der iberischen Halbinsel, welche die Gewissenstyramie zum Prinzip erhebt und die Menschenrechte mit den Füßen tritt.

Spanien ist zu bekannt. Jedermann weiß, wie es dort aussieht. In Spanien ist noch alles zu leisten, und wenn die Generalunion arbeiten will, dann hat

sie im Lande des dreizehnten Alfons ein weites Feld.

Und Frankreich? O du himmlische Güte! Das klassische Land der Freiheit ist ganz ins Hintertreffen geraten und die Erben der Erstürmer der Bastille haben neue Zwingburgen errichtet. Die Manifestanten für Ferrer wurden niedergeritten, die streikenden Winzer der Champagne wurden zusammengesessen und noch neulich wurden Leute von dem Tribunal an der Seine zu zwei Jahren Gefängnis verurteilt, weil sie einem unbekanntem Menschen Nachtquartier gegeben hatten, von dem sie nachher erfuhren, daß es der Banditenchef Bonnot gewesen sei. Frankreich marschirt nicht an der Spitze der Zivilisation, wie die Phrase heißt, sondern es befindet sich im Rückfall der Reaktion. Wenn man von uns einen Beweis haben will, so genügt es, zu sagen, daß einer der rühmlichsten Anarchisten der Gegenwart, John Henry Mackay, wohl im Herzen von Preußen, in Charlottenburg, aber nicht in Frankreich wohnen kann. Es macht einen sonderbaren Eindruck, wenn Fürst Kropotkin in der Vorrede zu seiner „Geschichte der französischen Revolution“ eingestehen muß, er habe für das Werk nur die in englischen Archiven enthaltenen Dokumente verwenden können, die Pariser Archive seien ihm unerreichtbar gewesen. Weiter sagt er nichts, aber wir wissen: Kropotkin, dem Abgott der radikalen Arbeiterschaft, dem Messias der Generalunion, ist das Betreten französischen Bodens verboten, und das deshalb, weil er im Jahre 1886 mit einem gewissen Vaillant verkehrt hat, der im Jahre 1892 in die französische Kammer eine Dynamitbombe warf. Und dann gibt es noch verschiedene Kleinigkeiten, die man der Beachtung der Generalunion empfehlen könnte. So kann z. B. in Frankreich jeder Untersuchungsrichter einen unbescholtenen Bürger monatelang gefangenhalten und nachher ohne jede Erklärung oder Entschuldigung auf freien Fuß setzen. Die Gewalt eines solchen französischen Richters ist unbeschränkt, und daß diese Gewalt nicht so oft gegen die Reichen als gegen die Armen, gegen die Mitglieder der Generalunion mißbraucht wird, brauchen wir wohl nicht erst zu sagen. In Brasilien hat man das Habeas Corpus und hier wird damit sogar Unfug getrieben; in Frankreich kennt man dieses Rechtsmittel nicht. Die Polizei ist allmächtig, sie steckt alles ein, was sie einstecken will und der Untersuchungsrichter kann dasselbe tun. Beklagt man sich darüber bei einer höheren Instanz, dann bekommt man doch keine Genugtuung, weil Polizei und Richter in ihrem Rechte gewesen sind. Es ist eben ein Irrtum unterlaufen, indem man einen Unschuldigen für einen Verbrecher hielt; dafür ist die französische Polizei und der französische Richter nicht verantwortlich zu machen.

Das sind Rechtszustände, die die Generalunion bekämpfen und beseitigen sollte, bevor sie ihre Tätigkeit auf überseeische Länder ausdehnt und südamerikanischen Gesandten Ultimatum schiekt. Brasilien ist in vieler Hinsicht noch kein Muster und das behaupten auch die Brasilianer selber nicht, aber die Franzosen, Italiener, Portugiesen und Spanier können noch getrost eine ganze Weile vor der eigenen Türe fegen, bevor sie sich Brasiliens so liebevoll annehmen.

## Deutschland und Frankreich.

(Aus „Hamburger Nachrichten“.)

Wenn man von dem Grundsatz ausgeht, daß selbst ein siegreicher Krieg ein Uebel ist, das so lange

wie möglich zu vermeiden ist, so genügt es nicht, daß das deutsche Heer nach dem Urteil der militärischen Sachverständigen in dem Kampf mit seinen mutmaßlichen Gegnern mit sicherer Aussicht auf Erfolg aufzunehmen, sondern seine Ueberlegenheit muß so überwältigend sein, daß die Feinde gar nicht wagen, es anzugreifen. Zweifellos haben unsere westlichen Nachbarn, gegen die wir unsere Rüstung in der Hauptsache doch zu richten haben, eine derartige Meinung von dem Verhältnis der beiderseitigen Streitkräfte zueinander nicht. Wenn aber die Furcht vor einer weit überlegenen Heeresmacht die Franzosen nicht in Schranken hält, dann kann der geringste Anlaß die Gefahr eines verhängnisvollen Krieges heraufbeschwören. Dem, wer die französische Volksstimmung kennt, der weiß, daß ein Krieg gegen Deutschland in Frankreich heute ebenso populär sein würde, wie vor 43 Jahren, wenn nicht noch populärer. Wer auch nur einige Wochen sich mit offenen Augen und Ohren in französischer Umgebung aufhält, der kann sich der Erkenntnis nicht verschließen, daß der Durchschnittsfranzose die Deutschen haßt oder bestenfalls ihnen mit der stärksten Antipathie gegenübersteht. Der Franzose ist so sehr von der Ueberlegenheit seiner eigenen Kultur überzeugt, daß er sich durchaus dazu berechtigt glaubt, die Deutschen als Barbaren zu bezeichnen. Ich erinnere mich, vor mehreren Jahren von einem Professor der Sorbonne in Paris in einer Vorlesung über moderne deutsche Literatur dieses Wort, wenn auch in höflicher Einkleidung, auf Deutsche angewandt gehört zu haben. So spricht auch der Vorsitzende des Vereins republikanischer Studenten in Paris davon, daß es sich darum handle, die französische „Zivilisation gegen die pangermanistische Barbarei zu schützen“. Von dem Haß der Franzosen gegen die Deutschen konnte ich mich während eines mehrwöchigen Aufenthalts in einer großen Stadt Nordfrankreichs häufig überzeugen. Interessant war es, im Kinematographentheater die meist den unteren Bevölkerungsschichten angehörenden Besucher bei der Vorführung deutscher Bilder zu beobachten. Schon wenn die Überschrift „Allemagne“ erschien, konnte man eine gewisse Unruhe im Publikum bemerken; sobald aber eine Pickelhaube auf der Leinwand sichtbar wurde, — mochte sie einem Schutzmann oder einem Soldaten angehören —, erhob sich ein allgemeines Johlen und Pfeifen, das seinen Höhepunkt erreichte, wenn etwa der Kaiser einmal auf dem Film vorgeführt wurde, gleichgültig, ob in Uniform oder im Jagdrock. Aus dieser deutschfeindlichen Gesinnung heraus, und nicht etwa aus wirtschaftlichen Gründen, ist auch der Versuch eines Boykotts deutscher Waren zu erklären, den die „Information populaire par l'affiche et le tract“ unternommen hat. In einem Maueranschlag, der diesem Zweck dienen soll, heißt es u. a.: „Deutscher Schund! Den Türken verkaufte Kanonen und militärische Ausrüstungsgegenstände, die sich im Feldzuge nicht bewähren, — 20 Cent. — Tand, Produkte jeder Art und von schlechter Qualität, mit denen Deutschland uns überschwemmt . . . . Arbeiter! Bekämpft die ausländische Konkurrenz! . . . Konsumenten! Weist den deutschen Schund zurück: die Arbeit, die Ihr dem deutschen Arbeiter verschafft, entzieht Ihr dem französischen, mit dem Golde, das nach Deutschland geschickt wird, wird man uns bekriegen.“ Von derselben Zentrale, die es sich zur Hauptaufgabe zu machen scheint, gegen Deutschland zu hetzen, geht auch der folgende Maueranschlag aus: „Im Jahre 1870 haben wir zwei Provinzen, fünf Milliarden verloren; um uns neue Provinzen und weitere Milliarden abzunehmen, erlegt sich Deutschland heute ein Militärgesetz auf . . .“

Bezeichnend für die Volksstimmung war ein Bild,

das ich bei einem Fastnachtsmaskenzug beobachten konnte: vor dem Preisrichterkollegium pflanzte ein als Soldat verkleideter Mann einen deutsch-französischen Grenzpfahl auf, während er seinen gezielten Säbel herausfordernd über zwei auf der deutschen Seite des Pfahles knieende, Elsaß und Lothringen darstellende Mädchen hielt, die flehend die Hände zu ihm erhoben. In demselben Festzug befand sich ein Wagen, auf dem eine Frankreich darstellende Frauengestalt schützend oder segnend ihre Hände über zwei in elsässische Tracht gekleidete Mädchen ausstreckte. Das Bild trug den Titel: Dévouement. Bei einem Maskenfest in einer höheren Mädchenschule wurden, wie mir eine deutsche Lehrerin erzählte, ein paar als Elsässerinnen verkleidete Kinder von den übrigen bei ihrem Eintritt in den Saal mit der Marseillaise begrüßt. Wie weit die Franzosen davon entfernt sind, den Verlust von Elsaß-Lothringen als vollendete, unabänderliche Tatsache zu betrachten, zeigt z. B. auch die Beharrlichkeit, mit der in französischen Schulatlanten die beiden Provinzen noch immer als zu Frankreich gehörig gezeichnet werden oder wenigstens mit einer Farbe versehen werden, die den Anschein erweckt, daß sie zu Frankreich, jedenfalls nicht zu Deutschland gehören. Gewiß, das sind Kleinigkeiten, aber sie sind bezeichnend für die in Frankreich vorherrschende Auffassung. Uns mögen diese ohnmächtigen Proteste gegen den Spruch des Weltgerichtes lächerlich vorkommen, trotzdem sind sie eine Tatsache, mit der wir zu rechnen haben und die uns zu denken gibt. Die Franzosen betrachten die Annexion von Elsaß-Lothringen als ihnen widerfahrene „ungeheuerliche Ungerechtigkeit“ — so hörte ich einen französischen Universitätsprofessor in einem Vortrage über das gegenwärtige England sich ausdrücken! — eine Ungerechtigkeit, die zu beseitigen der glühendste Wunsch jedes Patrioten sein muß. So heißt es denn auch in einem Schreiben, das die Schüler der Oberklassen eines Gymnasiums bei Gelegenheit der Erörterung der dreijährigen Dienstzeit an die Regierung richteten: daß sie bereit seien, „ein drittes Jahr ihrer Jugend zu opfern, um die Integrität und die Ehre des Vaterlandes zu schützen und erforderlichenfalls — was wir hoffen — unseren Feinden von gestern und von morgen die unglücklichen, Frankreich unter Mißachtung aller Rechte geraubten Provinzen wieder abzunehmen.“

Das ist nach meinen persönlichen Eindrücken die Stimmung in Frankreich. Wenn diese Stimmung bisher noch nicht zu einem Kriege gegen Deutschland geführt hat, so lag das nicht an der Friedensliebe Frankreichs, sondern lediglich daran, daß sich bis jetzt noch keine Gelegenheit bot, mit Aussicht auf Erfolg Deutschland herauszufordern. Möge eine geschickte Diplomatie und ein starkes Heer uns davor behüten, daß diese Gelegenheit je eintritt.

Dr. R. E.

## Aus aller Welt.

Chauvinistische Ausschreitung gegen die deutschen Farben. Der „Köln. Ztg.“ wird von einem glaubwürdigen Augenzeugen aus Paris folgender Fall von chauvinistischer Ausschreitung berichtet, der sich am hellen Tage auf der Rue de la Paix ereignete: Ein Kraftwagen hielt dort, der in seinem Wimpel die Farben des Kaiserlich Deutschen Automobilklubs zeigte. Bald sammelten sich Neugierige an, die die fremden Farben musterten. Im Handumdrehen machten sie sich über

das deutsche Fähnchen her, rissen es herunter, warfen es auf das Pflaster und traten mit den Füßen darauf. Der Führer war diesem Vorgehen gegenüber machtlos. Ein in der Nähe befindlicher Schutzmann kümmerte sich nicht darum. Die Pariser Tagesblätter haben diesen Vorfall totgeschwiegen. Der Fall kennzeichnet den augenblicklichen Stand der Stimmung im französischen Volk gegenüber allem, was „deutsch“ heißt.

Die Erkrankung des Papstes. Die Aerzte beschränken sich darauf, sehr vage und ersichtlich zu optimistische Mitteilungen über den Zustand des Papste zu machen. Trotz aller bisherigen Vertuschungs- und Ablehnungsversuche läßt sich nicht mehr die Tatsache unterdrücken, daß die Aerzte eine starke Schwächung der Herzfunktionen des Patienten schon vor längerer Zeit festgestellt haben. Schon lange sucht man durch Strophanthin den Unregelmäßigkeiten des Herzmuskelrhythmus zu begegnen. Bei der Untersuchung fand man sehr beträchtliche Eiweißausscheidungen als unverkennbares Symptom schweren Nierenleidens. Der Leibarzt Professor Marehiava erklärt, es sei nichts zu befürchten, es handle sich nur um einen Influezanfall mit Fieber und katarrhalischen Erscheinungen, die bald überwunden sein dürften. — Schon bei letzten allgemeinen Empfang sah der Papst sehr leidend und erschöpft aus; jeder erkannte, daß er noch nicht wiederhergestellt war. Nachdem er vorher mehrere Bischöfe und Pilgerzüge empfangen hatte, fanden letztlich wieder zwei große Empfänge statt, die ihn zwangen, während mehrerer Stunden unbeweglich auf dem Thron auszuhalten. Als der Papst dann noch den Erzbischof Katschtaler von Salzburg, Monsignore Tassani und Fürstin Czartaryska bei sich gesehen hatte, fiel er in seinem Studierzimmer im zweiten Stock des Vatikanpalastes in tiefe Ohnmacht. Dem ersten Anfall folgten rasch weitere, die die Umgebung in größte Angst versetzten. Der Papst erholte sich langsam; auf sein Verlangen wurden seine Schwestern gerufen, die dem Bruder tröstend zusprachen. Wenn auch eine leichte Besserung gemeldet wird, ist der Zustand noch immer ernst und man kann jederzeit auf eine überraschende Nachricht gefaßt sein, denn bekanntlich pflegt man in solchen Fällen niemals den ganzen Ernst der Lage bekanntzugeben.

Das politische Testament König Georgs. In dem politischen Testament des Königs Georg werden nach den Bestimmungen über sein Eigentum die Kinder des Königs beschworen, stets einig zu sein. Sodann wendet sich der König an den Kronprinzen Konstantin und schreibt: Liebe dein teures kleines Vaterland und diene ihm wie auch deinem teuren Vater und habe Vertrauen zu ihm. Deine Brüder mögen das Gleiche tun. Der König rät seinem Sohne sodann, mutig, aber auch geduldig zu sein, denn er werde über ein südliches Volk herrschen, dessen Zorn und Reizbarkeit sich rasch entzündet und das dann Dinge sagen und tun kann, die es wahrscheinlich am nächsten Tage vergessen hat. Es sei vorzuziehen, daß der König selbst moralisch eher leide als das Volk und das Land. Stets müsse das Interesse des Volkes und des Landes jedem anderen Interesse vorangehen. König Georg rät dem Kronprinzen weiter, seine heilige Mutter zu lieben und zu schützen und seinen Kindern eine gesunde und griechische Erziehung zu geben, denn sie müßten vor allem Hellenen und nichts anderes sein. Zum Schlusse bittet der König alle, denen er je Unrecht getan haben sollte, um Verzeihung, erklärt, daß er seine teure Olga bis zum letzten Atemzuge lieben werde, erteilt allen seinen Segen und

bittet Gott, das geliebte kleine Griechenland zu erhalten.

Zehn Tage eingeschneit. Aus Zürich wird gemeldet: Die Skifahrer Otto Dehns aus Schwerin-Mecklenburg und Kalinstover aus Genf waren am 21. März aus Genf nach Saas Fee abgereist, von wo aus sie die Besteigung der Britanniahütte am Hinterallalin wagten und die Erkletterung des Allalinhorns und des Strahlhorns beabsichtigten. Sie wollten in der Monte Rosa-Hütte übernachten. Bis dorthin gelang die Tour. In der letzten Hütte wurden sie aber für zehn Tage eingeschneit. In Zernatt und Saas Fee eingezogene Erkundigungen blieben erfolglos, worauf in beiden Ortschaften Rettungskolonnen organisiert wurden, die nach der Britanniahütte, Flühalp und Monte Rosa-Hütte aufstiegen. In der Monte Rosa-Hütte wurden die Touristen wohlbehalten aufgefunden und nach Zernatt gebracht.

Drei Frauen vergiftet. Aus Frankfurt a. M. wird berichtet: Die Polizei ist einer dreifachen Giftmordaffäre auf die Spur gekommen und hat den Mörder, den Fechtmeister Karl Hopf aus Frankfurt, in Haft genommen. Hopf, ein Psychopath, hat sich nach größeren Reisen im Auslande in der Umgebung von Frankfurt niedergelassen. Er heiratete und versicherte seine Frau bei einer Versicherungsgesellschaft auf Ableben mit einer größeren Summe. Nach kurzer Zeit starb die Frau unter Vergiftungserscheinungen, doch wurde keinerlei Verdacht eines Mordes rege. Später nahm Hopf eine zweite Frau, die er gleichfalls auf Ableben hoch versicherte. Auch diese Frau starb. Im letzten Jahre lernte Hopf in Frankfurt ein Fräulein Siéveck aus Dresden kennen und heiratete sie. Auch diese dritte Frau kaufte er mit 80.000 Mark in einer Ablebensversicherung ein. Bald danach erkrankte Frau Hopf unter Vergiftungserscheinungen und mußte ins Krankenhaus gebracht werden. Ihrer dortigen Umgebung gegenüber sprach Frau Hopf die Vermutung aus, daß ihr Gatte sie vergiftet habe. Man nahm eine Hausdurchsuchung in der Wohnung des Fechtmeisters vor und fand eine große Menge Zyankali und Arsenik. Ferner fand man in einem Laboratorium Reinkulturen von Cholera- und Typhusbazillen, die nach Ansicht der Polizei genügt hätten, eine große Seuche über Frankfurt zu bringen. Hopf will die Bazillen nur zu Studienzwecken verwertet haben. Er wurde in dem Augenblick verhaftet, als er seine Frau im Krankenhaus aufsuchte. Hopf war ein hervorragender Fechter und besaß den Weltmeisterschaftstitel. Nach einem eingehenden Verhör gab Hopf zu, daß er seine drei Frauen vergiftet habe, um sich in den Besitz der Lebensversicherungssumme zu setzen.

Ein Kanal zwischen der Ostsee und dem Schwarzen Meer. Die Vorarbeiten zu dem großen Kanal, der die Ostsee mit dem Schwarzen Meer verbinden soll, haben begonnen. Der Bau soll 1913 beginnen und in etwa fünf Jahren beendet sein. Der Kanal soll 2200 Werst Länge und eine Tiefe erhalten, daß Schiffe mit sechs Fuß Tiefgang ihn benutzen können. Die Kosten des Baues sind auf rund 300 Millionen Rubel veranschlagt.

Schenkung eines Unterseebootes an die dänische Marine. Dem dänischen Verteidigungsminister wurde am 2. April von einer Abordnung des Komitees der Landesspende mitgeteilt, daß der dänischen Marine ein Unterseeboot, dessen Herstellungskosten durch freiwillige Beiträge aufgebracht worden seien, geschenkt werde. Gleichzeitig wurde der Wunsch ausgesprochen, daß das Unterseeboot den Namen „Zweiter April“ erhalte. Der Minister dankte im Namen der Regierung für die Gabe.

# Hochwasser

Erzählung von Elisabeth K. Willenbücher.

Der Strom ging mit Hochwasser. Vor einigen Stunden hatte er die außergewöhnlich dicke Eisdicke, die ihn während der Wintermonate fesselte, gesprengt und seine wilden Wasser brandeten gegen die Dämme, die die fruchtbare Niederung schützen sollten. Sie schaukelten gewaltige Gischtsprünge Eisblöcke auf ihrem Rücken und schleuderten sie wie Wurfgeschosse gegen alles Werk von Menschenhand. Und noch immer drängten von Süden ungemessene Fluten nach und noch immer stemmte der Frühlingssturm sich ihnen von Norden entgegen und zwang sie, sich aufzubauen in ohnmächtiger Wut. Schon hatten sie fast die Krone des Damms erreicht, schon wühlten und nagten sie da, wo es eine Angriffsfläche gab, an seinem Fuß und Hunderte von Händen waren tätig und bereit, der schweren Gefahr eines Dammsbruchs zu begegnen.

Sturm und Wogen vereinigten sich zu einem ohrenbetäubenden Konzert und wer auf der Dammkrone stand, konnte sich mit seinem Nachbarn nur unter Aufbietung aller Lungenkraft verständigen. Das war ein Sausen, Zischen, Pfeifen und Heulen, als wäre ein ganzes überirdisches Orchester in Tätigkeit, um die Menschheit zu schrecken. Der Herrgott redete durch entfesselte Naturkräfte ein ernstes Wort zu den Seelen der Menschheit.

Aber kaum einer lauschte diesem gewaltigen Wort. Was auf dem Damm und in der Niederung Hände hatte, gebrauchte sie, um sein Hab und Gut, soweit es beweglich war, in Sicherheit zu bringen. Wenn der Sturm sich nicht legte, oder aus entgegengesetzter Richtung blies, so mußte längstens binnen vierundzwanzig Stunden eine Katastrophe eintreten. Das Wasser mußte über den Damm hinweggehen oder ihn durchbrechen, und wahrscheinlich würde das erste Ereignis das andere nach sich ziehen. Dann wehte aber den Dörfern und kleinen Gütchen, die die fruchtbare Niederung bevölkern.

Nur auf einem Gut, das der gefährdete Damm von einer Seite im Halbkreis umschloß, saß eine einsame Frau am Fenster einer Oberstube und schaute halb teilnahmslos den Menschen zu, die heftig und gestikulierend auf der Dammkrone hin und her liefen. Es war Armgard Sievers, die Tochter der Besitzerin, Frau Hege mann, die von ihrem Gatten fortgegangen war, und seit einem Jahre wieder bei der Mutter lebte.

Der heutige Tag war für sie ein Gedenktag und so saß sie einsam in ihrem früheren Mädchenstübchen, das sie wieder bezogen hatte und dachte vergangener Zeiten. Ihre Mutter war auf dem Hof und beaufsichtigte die Fortschaffung alles Lebendigen, das auf das Gut eines verwandten Besitzers auf der Höhe gebracht werden sollte. Kühe und Schweine wurden fortgetrieben, was nicht ohne viel Geschrei abging und das Federvieh eingefangen und in geräumige Körbe verstaut. Angespante Leiterwagen standen vor der Haustür, auf die man die wertvollsten Möbel des Erdgeschosses verlud. Das Gut lag an sehr gefährdeter Stelle und hatte schon einmal eine Uberschwemmung erlebt.

Aller Lärm der eiligen Arbeit glitt aber am Ohr der jungen Frau ganz ab. Sie saß bewegungslos, und ihre Gedanken weilten in der Ferne.

Wie war es gekommen, daß sie hier einsam saß? Sie und ihr Mann, der Gutsbesitzer Sievers auf der Höhe, hatten doch ihren Bund aus reiner, tiefer Neigung geschlossen. Und schon nach einem Jahr war sie aus seinem Hause gegangen, um nicht wiederzukehren.

Waren es seine Freunde gewesen, die den nur zu Willfähigen aus dem Hause gelockt hatten, daß er der jungen Frau vergaß? War es sein eigener unstäter Sinn, dem das friedliche Leben zu Zweien nicht genügte? Wie hatte sie an den vielen langen Abenden, die sie einsam auf Lindenhöhe, ihrem Gut, zubrachte, ihr Hirn zermartert, um eine Antwort zu finden. Sie hatte geschmolzt, wenn der Gatte meist tief in der Nacht heimkehrte. Sie hatte geweint und gescholten, sie hatte ihm ihr Beleidigtsein fühlen lassen, wenn er am nächsten Morgen den Liebenswürdigen gespielt und getan hatte, als sei alles recht und richtig. Und schließlich hatte sie ihn nur noch mit kalter Verachtung behandelt. Da war er kaum noch in sein Haus zurückgekehrt und sie hatte erfahren, daß er die Abende mit den übel beleumundeten Damen einer Schmiere verbrachte, die zurzeit in der Stadt gastierte. Da hatte sie sein Haus verlassen und jetzt sollte er es ganz arg treiben. Sie aber lebte wieder bei ihrer Mutter. — Nein, sie lebte nicht, sie vegetierte nur, und die Tage vergingen ihr in dumpfem Hinbrüten, aus dem sie nicht einmal die dringende Gefahr aufrüttelte. Was lag ihr an ihrem Leben. Mochten die Wasser kommen und alles hinwegschwimmen, dann hatte die Qual ein Ende. Denn sie liebte ihn ja immer noch, den Treulosen, wenngleich sie sich auch um dieser Liebe willen verachtete.

Die Nacht sank herab, eine schwere schwarze Sturmnacht, in der niemand schlief. Frau Hege mann, die seit dem Tode ihres Gatten das kleine, aber sehr wertvolle Gut bewirtschaftete, hatte die letzte Möbelfuhr abgeschickt und saß nun ebenfalls oben bei der Tochter. Sie, Armgard und eine alte Magd waren die einzigen Menschen im Hause, alles sonstige Gesinde arbeitete mit auf dem Damm. Vom Hause aus sah man deutlich den Schein der Pechfackeln und das dunkle Gewimmel der Menschen, die mit Schaufeln und Sandsäcken an den gefährdeten Stellen des Damms arbeiteten. Trübe sah sie auf die Tochter. Hier war ihr die letzte Lebensfreude zerbrochen, sollte in dieser schrecklichen Nacht auch ihr Hab und Gut in den Fluten versinken.

Langsam, langsam verging die angstvolle Nacht. Ab und zu kam ein Bote, um zu melden, daß das Wasser wieder ein paar Zentimeter gestiegen sei, aber gegen Morgen ließ es plötzlich „das Wasser steht, der Wind hat sich gewendet und drückt es nicht mehr so heftig zurück“. Da faßten die Frauen neue Hoffnung und suchten noch ein paar Stunden Schlaf.

Und der Morgen stieg hell herauf und brachte einen neuen Tag. Das Gesinde kehrte heim, um sich nach der schweren Nacht an warmer Speise zu erquicken, brachte aber die Nachricht mit, daß die Gefahr noch nicht vorüber sei. Das Wasser stände zwar, fiel aber noch nicht. Sollte der Sturm, der noch immer mit unverminderter Heftigkeit wehte, wieder nach Norden zurückkehren, oder das Eis sich stopfen, so sei man in derselben Gefahr wie gestern.

Und das Gefürchtete geschah. Schon am Abend tönte der Schreckensschrei „der Wind springt um“ und kaum eine Stunde danach begann das Wasser wieder zu steigen. Die Nacht wurde wie die vorige. Sturm und Wasser heulten um die Wette, aber der Himmel war wenigstens klar und bald nach Mitternacht ging der Mond auf und goß sein Licht über die Schreckensszene. Schon begann das Wasser in kleinen Bächen über den Damm zu rieseln, und viele der Leute gaben das Spiel verloren und ranneten davon, das eigene Leben zu retten.

Ein paar Knechte kamen ins Haus gestürzt. „Machen Sie, daß Sie fortkommen, Frau, der Damm wird dort oben am Knick brechen, dann geht

der Wasserstrom gerade aufs Gut. Retten Sie sich, solange es Zeit ist. Das Eis steht unterhalb. Das Wasser kann nicht fließen.“

„Ich gehe nicht aus meinem Hause,“ sprach Frau Hegemann dumpf, „es hat schon einmal in meiner Kindheit im Wasser gestanden und hat ausgehalten. Es wird auch jetzt stehen. Sollte es aber fallen, so gehe ich mit ihm zugrunde. Nimm aber meine Tochter mit, Johann, und bringe sie zu meinem Bruder.“

Jetzt ein Krachen, von dem das Haus in allen Fugen erbebte. Frau Hegemann riß die Tür auf und sah den blauen Himmel vor sich. Die eine Hälfte des Hauses war fortgespült und das noch übrig gebliebene Dach hing schief über dem Wasser. Da schloß sie wieder so gut es ging die Tür und trat zu ihrer Tochter. Jetzt stand der Tod vor ihnen.

Mit einem Schrei „Richard, Richard!“ fuhr Armgard vom Boden auf und ans Fenster. Sie wollte nur ihrem einstigen Heim, dessen hohe Linden von der Höhe herüberwinkten, ein Lebewohl zurufen, aber da stockte ihr das Wort im Munde. Ein Kahn näherte sich, von einem einzelnen Mann mit Riesenkraft und Todesmut durch alle Hindernisse gesteuert. Er war schon nahe und „Richard, Richard!“ schrie Armgard nochmals — aber es war ein Jubelschrei.

Ein entwurzelter Baum trieb ihm entgegen — hell auf schrien die Frauen —. Der Kahn schien verschwunden — aber er war nur ein Stück zurückgeschleudert und nahm seinen Kurs wieder auf. Jetzt war er am Fenster, das nur noch ein kleines Stück über die Flut hinausragte, und warf den Haken der Kette ums Fensterkreuz.

„Schnell hinein, um Gottes willen!“ schrie der Mann.

„Rette mir die Mutter, Richard,“ rief Armgard, „sie will ihr Haus nicht verlassen.“

„Laßt mich, Kinder, — der Kahn ist zu klein für drei!“

„Unsinn,“ rief der energische Mann, schwang sich ins Fenster und hob die Widerstrebende hinaus. Armgard sprang hinderein und warf die Kette los. In einem Augenblick riß die Strömung den Kahn fort und man ließ ihn eine kleine Weile treiben. Richard Sievers, der Hünc, war am Ende seiner Kraft. Dann aber griff er wieder zum Ruder.

„Jetzt hinaus aus der Strömung!“ — er wendete und Frau Hegemann blickte zurück auf ihr Vaterhaus. Es war in den Wassern verschwunden.

Eine Viertelstunde später stand man auf trockenem Boden und jetzt schloß Richard Sievers sein Weib heiß in die Arme.

„Ich habe dich wieder — ich habe dich dem Tode abgerungen — heute an unserem Hochzeitstage.“ Armgard lehnte an seiner Brust wie eine Ohnmächtige. Die furchtbare Erregung der letzten Stunden wich jetzt völliger Erschöpfung. Sie schien kaum bei Bewußtsein. Ratlos blickte der Mann um sich nach irgendeiner Hilfe.

Da nahte ein mit Hausgerät hochbepackter Wagen. Sievers rief den Führer an. Es war ihm zwar unmöglich, für drei Personen Raum zu schaffen, aber die ihm wohlbekannte Frau Hegemann wollte er zu ihrem Bruder mitnehmen und im Vorüberfahren den Wagen aus Lindenhöh schicken. Das war ein guter Vorschlag. Sievers überredete also die ganz gebrochene Frau ihn anzunehmen und half ihr auf den Wagen. Dann hüllte er sein immer noch halb bewußtloses Weib in ihren Mantel und trug sie an eine windgeschützte Stelle. Dort legte er sie nieder und bettete ihren Kopf in seinen Schoß.

Ueber die weite glänzende Wasserfläche kamen klare Glockentöne. Aus den hochgelegenen Dörfern umher riefen die Sonntagsglocken. Da richtete Armgard sich auf und schaute mit klaren Au-

gen auf ihren Mann. Er schloß sie tiefbewegt in die Arme.

„Armgard, mein süßes Weib, laß uns ein neues Leben beginnen. Ich habe an dir gefehlt, denn ich hatte mir durch törichte Freunde einreden lassen, ich müsse von vornherein meine volle Freiheit wahren und meine junge Frau zur Unterwerfung erziehen. Du aber schmolltest und behandeltest mich mit Verachtung, wo ein liebevolles Wort von dir mich auf den rechten Weg zurückgeführt hätte. So kamen wir auseinander und haben wohl beide sehr daran getragen. Jetzt habe ich dich mir aus dem sicheren Grabe herausgeholt und der Tod liegt hinter uns!“

Da legte Armgard den Kopf an seine Brust und selig lauschten beide den Glocken, die ihnen das neue Leben einläuteten.

## Karl Hagenbeck

Der Mann, dessen Name zu den volkstümlichsten unserer Zeit gehört, ist nicht mehr. Sein schweres Nierenleiden, zu dem seit dem letzten Sommer Wassersucht hinzutrat, hat sein Leiden geendet. Er durfte ein hohes Alter erreichen, gleichwohl starb er zu früh für seine Pläne und Werke, deren letzte noch nicht erreicht sind. Seine nächsten Erben, zwei Söhne, schon heute Teilhaber der Firma, werden hoffentlich vollenden, was des Vaters schöpferischer Geist eronnen und vorgezeichnet.

Karl Hagenbeck war Hamburger in jedem Zuge seines Wesens, im Außen nicht minder Alt-Hamburger. Eigentlich Alt-Hanseat. Diese Eigenschaft spiegelte sich in seinem glattrasierten Gesicht von echtem Wasserkantentypus: hellgraue lebhaftige Augen im faltenreichen Antlitz, vom energisch geschnittenen Mund zweigten zwei tiefe Falten ab und erzählten von Lebenskämpfen, eine Schifferbartkrause umsäumte das prächtige Kinn. Entschiedenheit und Güte thronte auf diesem Gesicht. Er lachte gern, bald fein zurückhaltend, das Lächeln eines Erfahrenen, Lebenskundigen, bald laut und aus vollem Herzen. Dann zeigte er die großen, steilen Zähne, die eine auffällige Eigenart dieses Gesichtes waren. Alles an ihm brachte einem die Ueberzeugung von einem fertigen, zielstarken und doch phantasiereichen Menschen bei. Wer ihn nicht kannte, hätte ihn für einen Kapitän von altem Schrot und Korn halten können, vielleicht auch für einen Kaufherrn, einen Schiffsreeder etwa, dessen Feldherrnblick schwierige weltwirtschaftliche Zusammenhänge durchdringt. Wer ihn aber bei seinen Tieren sah, der wußte sofort, dieser Mann hat geheime Macht über die wildesten. Woher kam ihm diese seltsame Fähigkeit, Tiere zu beherrschen? Aus einer schulmäßig aufgebauten „Kenntnis der Tierpsyche“, die rechnend ihre Nutzenwendungen zog? Waren es Bändigertricks? Nein, diese Kraft Hagenbecks, sich Tiere gefügig zu machen, mußte tiefere Quellen haben. Vielleicht war es seine grenzenlose Liebe zu den Tieren, die ihn über alle siegen ließ, wenn auch im Gewand strenger Folgerichtigkeit bei ihrer Behandlung. Diese Liebe war jedenfalls von ihm erbt. Er selbst erzählt in seinem Buche, daß er schon als kleiner Knirps von zwei Jahren nicht ohne Tiere hat sein können, sogar Ratten brachte er einmal seinem Vater nach Hause, um sie zu zähmen. Die ihm von der Natur gegebene große Tierliebe und die andere scharf ausgeprägte Anlage in Hagenbecks Persönlichkeit, sein kaufherrliches Talent, sind sicher die beiden Fundamente seiner späteren Erfolge.

Heute ist Hagenbecks „Tierparadies“ in aller Mun-

de. Kaum ein Mensch kommt von irgendwoher aus der ganzen Welt nach Hamburg, ohne diese großartige Schöpfung zu sehen. Aber welche Schwierigkeiten waren zu überwinden! Schon als Knabe trug Hagenbeck das Bild eines solchen Parks ohne Gitter und Käfige wie einen Traum mit sich; allein ein langes Leben war notwendig, um diesen Traum zu verwirklichen. Und welch ein Leben! Sein Vater, der auf St. Pauli ein Fischgeschäft besaß, wenn er auch nebenbei einen kleinen Tierhandel betrieb, wollte eigentlich, daß Karl in seine Fußstapfen träte. Der kleine Karl mochte freilich damals selbst noch nicht zur Klarheit über seinen Beruf gekommen sein. Er hatte dem Vater tüchtig im Geschäft zu helfen, auch kleine Reisen mit ihm zu unternehmen, um Tiere einzuhandeln, so daß an einen regelmäßigen Schulbesuch nicht zu denken war. Seinen übrigen fünf Geschwistern mochte es nicht besser ergangen sein. Sie alle haben übrigens später irgendwelchen Zusammenhang mit Tierhandel oder Tierdressur gehabt. So ist z. B. ein jüngerer Bruder Hagenbecks, Wilhelm, Lehrmeister des bekannten Tierbändigers Seeth gewesen, und ein anderer Bruder, Diederich, war früh auf den Tierfang ausgezogen, starb auch bei einer solchen Gelegenheit, als er in Sansibar sieben ein Nilpferd gefangen hatte, am Fieber. Später konnte freilich Karl Hagenbeck seine Schulkenntnisse wesentlich aufbessern. Er lernte fleißig nach, besonders als sein Vater sich ganz dem Tierhandel ergeben hatte und damit schon recht bedeutende Erfolge zu erzielen wußte, unterhielt er doch sogar Verbindungen mit England und Frankreich. Immerhin, Karl trat sehr früh schon in das praktische Erwerbsleben ein. Denn schon als Sechzehnjähriger widmete er sich dem Tierhandel und übernahm als Zweiundzwanzigjähriger das Geschäft auf eigene Rechnung.

Das war im Jahre 1866. Aeltere Hamburger entsinnen sich sehr wohl der Karl Hagenbeckschen Tiergeschäfte, die die spätere Entwicklung dieses Unternehmers zähen und großen Stils nicht ahnen ließen. Das erste Geschäft war auf St. Pauli am Spielbudenplatz. Der Raum war äußerst beengt, und da der Handel sich ausbreitete, mußte Hagenbeck für größere Unterkunftsräume sorgen. Er erwarb dann in den siebziger Jahren ein ziemlich ausgedehntes Grundstück an Neuen Pferdemarkt in Eimsbüttel. Nebenbei verwirklichte er allerhand Pläne, um sich einen Namen zu machen. So begann er mit Völkerausstellungen und ließ als ersten Versuch eine Lappen-Familie mit 30 Rentieren nach Hamburg kommen. Auch als Zirkusleiter und Tierbändiger trat er hervor. Als solcher hat er sogar unzweifelhaft Schule gemacht, denn er zeigte, daß wilde Tiere, anstatt der alten grausamen Methode mit Stachelpeitsche und glühenden Eisen, auch durch die milderen Mittel einer einsichtigen, geduldigen Erziehung zu bändigen sind. Der Schwerpunkt der Tätigkeit Hagenbecks blieb aber doch im Tierhandel ruhen. Immer mehr und mehr breiteten seine Geschäfte sich aus. Er führte jagdbares Wild ferner Länder ein, Haus- und Nutztiere; er widmete sich seinen Gedanken über Akklimatisierungen und Kreuzungen. Sein Ruf als Tierkennner wuchs, erfüllte bald die Welt. In Marokko, Japan, Argentinien und anderen überseeischen Ländern richtete er zoologische Gärten ein. Immer weiter dehnte sich das Netz seiner Tierexpeditionen aus, für die zahlreiche Händler und Fänger in allen möglichen Weltteilen in seinem Auftrage tätig waren: immer stattlicher schwohlen seine eigenen Tierbestände an; immer greifbarer entwickelte sich in seiner Seele das Bild des Tierparadieses auf sehr weitem Raume, der all seinen Ideen schrankenlose Betätigung verhiel. Da

hatte Hagenbeck das Glück, für seine Pläne Kapitalisten zu gewinnen, und so wurde Stellingen.

Ueber Stellingen brauchen nicht mehr viele Worte gemacht zu werden. Es ist ganz und gar Gegenwartsmusik, die jedem von uns vertraut in den Ohren klingt. An schweren Anfeindungen hat es zwar Hagenbeck nicht gefehlt; allein ihm trug das überzeugte Vertrauen in den Wert seiner Schöpfung über alles hinweg. Mit ganzem Herzen hing er an seinem Tierpark, für dessen Vollendung er bis zuletzt noch besondere Pläne hegte. Sobald das Wetter es irgend zuließ, verlangte selbst der Schwerkranke hinaus in die Gesellschaft seiner Tiere. Im Liegestuhl fuhr er längs den malerischen Tiergelassen hin, und nicht selten konnte man ihn halten sehen und zu einem vertrauten Vierbeiner wie zu einem alten Freunde mit lebhaften Gesten sprechen hören. Der Deutsche Kaiser wußte an der Spitze vieler anderer Großen diesen seltenen Mann und sein Lebenswerk zu schätzen, und wenn Hagenbeck auch im Grunde seiner Seele der einfache Mann geblieben war, so tat ihm doch das lebhafteste Interesse bedeutender und hochstehender Männer, die viel gesehen hatten und wohl Vergleiche ziehen konnten, wohl. Die Kunst, volkstümlich zu wirken, breite Massen heranzuziehen, ohne die Qualität des Unternehmens herabzusetzen, war ihm in hohem Maße eigen und damit die Voraussetzung seines geldlichen Erfolges mit einer Sache, die anfangs mehr als gewagt erschien. Er hat das Interesse an Tieren mit der Schöpfung seines Parks tief in das Volk gepflanzt und die Menge ganz anders sehen gelehrt, als man es bisher gewohnt gewesen war. Er selbst sagt von seiner Akklimatisations-Idee: „Ich wollte den Tierliebhabern an einem großen, praktischen und dauernden Beispiel zeigen, daß es gar nicht nötig ist, luxuriöse und kostspielige Gebäude mit großen Heizanlagen einzurichten, um die Tiere am Leben und gesund zu erhalten, sondern daß der Aufenthalt in freier Luft und die Gewöhnung an das Klima eine weit bessere Gewähr für die Erhaltung der Tiere bietet.“ Wissenschaft und Erfahrung werden einst endgültig entscheiden, ob Hagenbeck recht gehabt hat. Uns genügt, daß er das Neue und Eigenartige gewollt und an seinem Teile auch Erfolge damit gehabt hat. Rein ästhetisch verdient jedenfalls der Hagenbecksche Tierpark den Vorzug, denn die Tiere sind möglichst ihrer natürlichen Umgebung angepaßt und stellen sich in dieser scheinbaren Freiheit und artgemäßer Umrahmung dem Auge des Beschauers weit vollkommener und harmonischer dar als hinter Stäben, die einen engen Raum vergittern.

## Diverse Nachrichten.

Ein Verkehrsheft „Deutschland“. Der Bund deutscher Verkehrsvereine in Leipzig hat soeben mit Unterstützung der deutschen Staatseisenbahnen ein „Verkehrsheft „Deutschland““ herausgegeben. Das künstlerisch ausgestattete und mit zahlreichen Landschafts- und Städtebildern geschmückte Heft erscheint in deutscher, englischer und französischer Ausgabe und wird im Interesse der Förderung des Fremdenverkehrs nach Deutschland unentgeltlich im Ausland verbreitet werden.

Der erstaunte Türke. Die Vorgänge auf dem Balkan veranlaßten ein Kasseler Blatt zur Erzählung einer Episode, die sich in diesem Sommer bei einer Kasseler Militärverwaltung abspielte. Ein türkischer Offizier, ein Oberstleutnant, besichtigte ein Proviantlager. In Begleitung eines Militärbeamten kam er dabei auf einen großen Boden, auf dem viele Tonnen Eierzwieback in Säcken aufgespei-

eheit lagen. „Wie viele Säcke lagern hier?“ fragte der türkische Offizier. „2500.“ „Stimmt das auch ganz genau?“ „Aber sicher!“ „Kommt auch dabei kein Irrtum vor?“ „Wenn es Ihnen Vergnügen macht, bitte ich, nachzuzählen.“ Der Türke zählt daraufhin Stapel für Stapel durch, notiert jeden Stapel, addiert, und siehe da, es stimmt. Er sagt nun erstaunt: „Ganz merkwürdig. Was enthält jeder Sack?“ fragt er weiter. Man antwortet ihm, daß sich in jedem Sack 96 Beutel zu je 250 Gramm Eierzwieback befinden. „Verzeihen Sie,“ fragt der ungläubige Oberstleutnant, „ist das auch in jedem Sack enthalten?“ Der Beamte antwortete: „In jedem. Bestimmen Sie irgend einen Sack von hinten, vorn, oben oder unten, er soll Ihnen aufgemacht, vorgezählt und vorgewogen werden.“ Der Türke bestimmte daraufhin verschiedene Säcke aus mehrere Stapeln. Er paßte haarscharf beim Zählen auf, und stets war er sichtlich darüber überrascht, daß überall 96 Beuteln in einem Sack waren. Doch er traute noch nicht. Er wog bei einem Sack sämtliche Beuteln durch, und siehe da, es fehlte auch kein Gramm an 250 Gramm. Doch auch diese Genauigkeit genügte ihm nicht, es konnte ja statt Zwieback Holz im Beuteln sein; darum ließ er eine ganze Reihe aufmachen, die übrigen befühlte er von außen. Nachdem er sich auch hier von der Richtigkeit der Angaben überzeugt hatte, brach er in die denkwürdigen Worte aus: „Mein Herr! Ganz großartig! Ganz merkwürdig! So etwas kommt bei uns nicht vor!“

Warum ziehen die Amerikanerinnen europäische Gatten vor? Alles Zetern, Toben und Predigen gegen die Heiraten amerikanischer Dollarprinzessinnen mit Europäern hat nichts geholfen. Nach wie vor wandern Millionärstöchter als Gattinnen von Europäern über den großen Teich. Warum heiraten nun Amerikanerinnen (es kommen nur die Reichen in Frage) mit Vorliebe europäische Gatten? Die Antwort hierauf gibt eine amerikanische Schriftstellerin, Fräulein van Vorst, in einem soeben erscheinenden Buch, das den Titel trägt „Die Jagd nach dem Glück in den Vereinigten Staaten“. Der Amerikaner ist der prosaischeste Liebhaber, so führt sie aus, den man sich denken kann. Es fehlt ihm das gewisse Maß von Frechheit, das bei der Brautwerbung nun einmal unbedingt notwendig ist. Als Kind steht er unter der Knute seiner Mutter und seiner Schwestern. Später kommt die Lehrerin und macht ihm die weibliche Ueberlegenheit aufs neue klar. Der Amerikaner hat in einem gewissen Alter gelernt, sein Schicksal selbst zu bestimmen; aber er hat nicht gelernt, wie man Frauenherzen erobert. Und das reiche amerikanische Mädel, so sagt Fräulein van Vorst, findet schnell heraus, daß die Europäer, die sie trifft, „kultivierter“ sind als die Geschäftsleute ihrer Heimat. Und — last not least — werden die Amerikanerinnen durch die europäischen Titel fasziniert. Sie weiß genau, daß ihr Vater keineswegs erfreut ist, wenn ihre Wahl auf einen Europäer fällt; aber sie entwaffnet ihn mit der nicht unbegründeten Einwendung: „Lieber Papa! Du hast mich wie eine Prinzessin erzogen. Nun gibt es aber in Amerika keine Prinzen. Was bleibt mir da also übrig?“ Und die Europäer wissen so glatt, so einschmeichelnd zu plaudern, daß die Amerikanerin unwillkürlich den gleichen Ton in der Unterhaltung anschlägt. So sehnt sie allmählich ein Band gegenseitiger Vertraulichkeit um das Paar. Die Amerikanerin denkt sich nichts dabei (sagt Fräulein van Vorst). Aber ehe sie sieh versieht, sitzt sie in den Ehefesseln drin. Ob's nicht manehmal, vielleicht gar in der Regel, angekehrt ist!

Das Unglücksmuseum König Alfons

XIII. Kein Fürst der Gegenwart ist so oft von Nachstellungen und Attentaten bedroht worden, wie Alfons XIII. von Spanien, aber selbst seine Feinde müssen die Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit, die er bei den Attentaten bewies, anerkennen. Hat sich doch König Alfons in einem Raume des Madrider Schlosses eine eigene Sammlung angelegt, die die Geschichte der Attentate gegen ihn, sowie die seiner Unglücksfälle zum Gegenstande hat. Ein Seitenstück zu diesem „Unglücksmuseum“ des Königs von Spanien wird wohl kaum zu finden sein. Da paradiert der Lutseher einer Kinderflasche, in der man dem König, als er noch im zarten Alter von acht Monaten stand, Gift beizubringen versuchte. Da liegen Scherben einer großen Glasvase, über die er als fünfjähriger Knabe so unglücklich fiel, daß die erlittenen Verletzungen ihn in Lebensgefahr brachten. Ein Spazierstock hält die Erinnerung an einen unzufriedenen Hofbeamten wach, der den König überfiel. Von der Bombe, die in Barcelona auf ihn geworfen wurde, hat sich der König für sein Museum Splitter aufgehoben. An den Ueberfall, der auf ihn in der Rue de Rivoli zu Paris verübt wurde, als er neben dem Präsidenten Loubet zu Wagen durch die Straße fuhr, erinnert ein Stück des Landauers, den er damals benützte, sowie das Skelett eines Pferdes, das ihm bei dieser Gelegenheit den Wagen zog. Natürlich fehlen auch die „Reliquien“ an jenes schreckliche Attentat nicht, das am Tage seiner Hochzeit gegen ihn verübt wurde, als eine Höllmaschine, die in einem Strauße verborgen war, auf seinen Wagen geschleudert wurde. Damals wurden allerlei Gegenstände, die nach dem Attentat auf der Straße gefunden wurden, dem König für sein Unglücksmuseum eingeliefert. In dieser ungemüthlichen Sammlung finden sich ferner Dolehe, Feuerwaffen und Projektile aller Art, die gegen den König verwendet worden sind oder im Zusammenhange mit Anfällen und Mordversuchen auf ihm stehen. König Alfons hat eine gewisse Vorliebe für diese seine merkwürdige Sammlung. Wenn sein Kraftwagen — der König ist bekanntlich ein eifriger Automobilist — etwa gegen einen Baum fährt, so verfehlt er nicht, seiner Sammlung ein Stück von der Rinde dieses Baumes einzuverleiben. Gleitet er auf dem Parkett aus, so geht das Parkettstück, das den Unfall hervorrief, in das Unglücksmuseum über. Und nun wird dieses Unglücksmuseum wieder neue Erinnerungsstücke aufzunehmen haben — glücklicherweise wieder solche, die das Gedächtnis an einem mißlungenen Ueberfall wachhalten.

Ein Brautraub. Im russischen Gouvernement Pskow hat sich bis heute die Sitte des Brautraubes erhalten. Ein Bauernbursche aus dem Dorfe Chotni gedachte sich kürzlich ein Weib zu nehmen und begab sich auf die Brautsehe. Lange suchte er umher, aber seiner Armut wegen wollte ihn keine nehmen. Nachdem er von sieben Jungfrauen einen Korb bekommen hatte, beschloß er, sich eine Braut zu rauben. Allein auch hierin war ihm das Glück nicht hold, denn zwei Bräute deren er sich gewaltsam bemächtigt hatte, wurden ihm bald wieder abgenommen. Darauf versuchte er sein Glück mit einer dritten im Dorfe Klin. Es gelang ihm, sich eine zukünftige anzueignen, und er war fest entschlossen, sie nicht wieder herauszugeben. Als am dritten Tage die Eltern der Braut erschienen, um ihr Kind zurückzuverlangen, verweigerte er kategorisch die Herausgabe und verbarrikadierte sich in seinem Häuschen. Darauf erschienen die Verwandten der Braut mit Verstärkung und wollten das Mädel mit Gewalt dem Bräutigam entreißen. Allein für den Bräutigam traten seine Dorfgenossen ein und die Verwandten mußten unverrichteter Sache abziehen. Jetzt bot der Vater der Braut die ganze Dorfjugend von Klin auf

und marschierte mit ihr nach Chotni, um die armselige Hütte des Bräutigams zu belagern. Als sich auf die Aufforderung des Vaters die Türen der Hütte nicht öffneten, drohte er die Fenster einzuschlagen und sich auf diese Weise Eingang zu verschaffen. war nichts zu machen, die ungebetenen Gäste mußten schließlich eingelassen werden. Aber auch jetzt wollte der Bräutigam seine Braut nicht freigeben: er hielt sie fest umklammert und keine Gewalt vermochte sie ihm zu entreißen. Die Mutter des Bräutigams klammerte sich an ihren Sohn, um ihm zu helfen, und an die Mutter klammerte sich in gleicher Absicht sein jüngerer Bruder. Auf der anderen Seite suchte sich der Vater seiner geraubten Tochter zu bemächtigen. An den Vater klammerte sich der Onkel und an den Onkel die ganze Dorfjugend von Klin. Nun begann ein wüstes Hin- und Herzerren, wobei die Dorfjugend von Klin schließlich die Oberhand behielt. Die Braut wurde aus den Händen ihres Entführers befreit, auf einen Wagen gesetzt und im Triumph in ihr heimatliches Dorf zurückgebracht. Des armen verlassenen Bräutigams hat sich schließlich ein Mädchen aus dem Dorfe Senkowo erbarnt und ihm freiwillig die Hand zum ehelichen Bunde gereicht.

**Die Ameisensklaven.** Das Sonderbarste, was wir in der Naturgeschichte der Ameisen kennen, ist daß gewisse Gattungen sich anderen unterwerfen und genötigt werden, als Sklaven zum allgemeinen Wohl zu arbeiten. Die Zeit, in der die Ameisen ihre Sklaven einfangen, währt etwa zehn Wochen, wenn die Larven ausgewachsen sind. Die Ameisen, welche die anderen zum Fronen zwingen, sind hellbraun oder rot, jene aber, die Sklaven, gewöhnlich schwarz. Sobald ein roter Haufen eine schwarze Kolonie entdeckt, werden Spione ausgeschiedt, um deren Stellung zu erforschen. Ist dies geschehen, so zieht der rote Haufen auf den Fang aus, gewöhnlich mit einer Vorhut von zehn bis zwölf Stück. Diese wechselt aber beständig; sowie sie dem Armeekorps ein wenig vorgerückt ist, hält sie still und wird durch andere aus dem nachgerückten Haufen ersetzt. In weiten Umkreisen umzingeln die Angreifer die Kolonie der Schwarzen, doch so, daß sie ungesehen bleiben. Wenn sie ziemlich nahe herangerückt sind, gehen sie zum Angriff über. Erst greift die Vorhut an und wird nicht selten von den Wächtern der Schwarzen getötet; augenblicklich wird aber in dem angegriffenen Haufen Alarm geschlagen, und zu Tausenden rücken die Schwarzen hervor und werden von den roten Ameisen sofort heftig angegriffen. Auf beiden Seiten wird hartnäckig gestritten, doch unterliegen gewöhnlich die Schwarzen, die sich dann in wilder Flucht in ihren Haufen zurückziehen. Die roten Ameisen umstellen jetzt den Haufen und wühlen ihn auf, um hineindringen zu können und die Plünderung zu beginnen. Trotz der Verteidigung der Schwarzen rauben ihnen die Roten alle Larven, die sie im Munde forttragen, sich in derselben Ordnung zurückziehend, wie sie ausgezogen sind.

**Plauderkonkurrenzen im Salon.** Eine neue amerikanische Gesellschaftsmode: die Plauderkonkurrenz. Die Dame des Hauses schreibt vor dem Empfang ihrer Teegäste kleine Karten, auf denen ein interessantes, modernes, aktuelles Gesprächsthema verzeichnet ist. Wenn die Gäste eintreffen, erhält jeder eine Karte, und zwar so, daß jeweils ein Herr und eine Dame dasselbe Thema gestellt bekommen. Im Salon sind die Stühle und Sitzgelegenheiten paarweise angeordnet; die Herren und die Damen, denen der Zufall das gleiche Thema zuwies, nehmen nebeneinander Platz. Auf ein Glockenzeichen beginnt die Konkurrenz: das erste Paar verliert sein Thema und beginnt nun darüber zu plandern. Am Schluß

wird abgestimmt, welcher Herr und welche Dame am geistreichsten und am besten Konversation gemacht haben, und zwar stimmen die Damen über den Herrn und die Herren über die Dame ab. Der Sieger in diesem neuen gesellschaftlichen Spiel, das viel Anregung und bisweilen auch Erheiterung bieten soll, erhält einen Preis. Jeder aber hat Gelegenheit gehabt, sich in der schwierigen Kunst des Plauderns zu üben.

**Das Baugespann in der Schweiz.** In dem Zentralblatt der Bauverwaltungen wird auf eine sehr nachahmenswerte Einrichtung hingewiesen, die in der Schweiz unter der Bezeichnung „Baugespann“ besteht. Danach muß jeder, der einen Bau errichten will, „ein Gespann herstellen, wodurch die künftige Gestaltung des Gebäudes möglichst genau dargestellt wird.“ In Wirklichkeit errichtet der Bauunternehmer dann an den Ecken des Gebäudes große Rüststangen, an denen Bretter angenagelt werden, welche die Höhe des Gebäudes, die Dachneigung, die höchsten Punkte usw. kennzeichnen. Dadurch wird auch dem Laien eine Beurteilung möglich, wie weit der Neubau die Umgebung beeinflusst, ob er geeignet ist, einem Nachbarn unzulässig Luft und Licht abzuschneiden usw. Vor allem werden dadurch auch verspätete Einsprüche vermieden, weil durch die auffällige Rüstung sämtliche Anwohner auf das Bestehen eines Neubaus aufmerksam gemacht werden, und zwar bevor der erste Spatenstich getan wird, denn das Gespann muß mit dem Baugesuch gleichzeitig fertiggestellt werden.

**Die verlorenen Stadtschlüssel von Nizza.** Nach zweieundfünfzigjährigem Suchen hat die Stadt Nizza endlich ihre Stadtschlüssel wiedergefunden. Die Sache liegt nämlich so: Im Jahre 1860, als eben die Stadt von Piemont an Frankreich abgetreten worden war, besuchte Napoleon III. mit seiner schönen Frau Nizza und hielt feierlichen Einzug in die jüngste Stadt Frankreichs. Unter einem ungeheuren Purpurbaldachin wurde er von den kommunalen Behörden begrüßt, und das Oberhaupt von Nizza überreichte dem Monarchen die Schlüssel der Stadt. Napoleon nahm sie an sich und schloß sie des Abends in einer Schublade seiner Wohnung im Rathaus ein. Und da ließ er sie liegen. Er hatte sie vergessen, und der Reinlichkeitssinn der Nizzaer Stadtverwaltung erstreckte sich scheinbar nicht bis auf die Reinigung der Schublade. In einem Berge von Staub hat man nun die Schlüssel gefunden, und der Maire, der die schwere Sorge von seinen Vorgängern übernommen hatte, atmet erleichtert auf.

## Humoristisches.

**Umgeschrieben.** Herr (dem Diener ein gutes Trinkgeld gebend): „Sagen Sie mir doch im Vertrauen, wie alt ist die Tochter des Hauses?“ Diener: „Genau weiß ich es nicht . . . aber das Alter läßt sich mindestens durch 17 dividieren!“

Erkannt. A.: „Ich bin früher auch in meinem eigenen Wagen gefahren!“ B.: „Ja, damals, als ich deine Mutter vor sich hergeschoben hat!“

**Macht der Gewohnheit.** „Herr Redakteur, soben ist Ihre Schneiderrechnung gekommen!“

„Was, Schneiderrechnung? Bitte, schreiben Sie einfach: „Ich bedaure, von dem mir gütigst übersandten Manuskript keinen Gebrauch machen zu können, da es nicht in unsern Rahmen paßt. Aus diesem Grunde folgt dasselbe beiliegend mit bestem Dank retour.““

**Der Subjektivist.** „In dieses Bild habe ich mein Ureigenstes hineingelegt — die Wellenlinie in der Luft ist ein Haar von mir!“

## Feuilleton.

# Ein Wintertraum.

Roman von Anny Wothé.

(Schluß.)

Um diese Zeit glaubte ich zu bemerken, daß Gerds Interesse für mich erkaltete, daß er den kleinen Dames, dem er sich sonst immer freundlich und voll Güte zeigte, oft unwirsch von sich schob, und daß sein ganzes Interesse sich dir, Leo, zuwandte. Es war so natürlich. Du warst sein Sohn, der Erde auf Wolfsau, du gehörtest ihm, und sein ganzes leidenschaftliches Vaterherz flog dir zu.

Ich fühlte mich gekränkt, vernachlässigt, und so sehr ich dich liebte, zuweilen grollte ich dir, weil ich mich durch dich in Gerds Liebe beeinträchtigt glaubte. Dazu kam, daß ich mich körperlich sehr elend fühlte, daß fortgesetzt zwischen mir und Gerd Differenzen entstanden, wie du erzogen werden solltest, völlig anders als James, mein armer Junge, der nun ganz im Schatten stand.

Dazu kam die brennende Sehnsucht nach dem Theater, nach meiner so lange zurückgedrängten, vernachlässigten Kunst. Ich konnte keine Musik hören, ohne in Tränen auszubrechen, und wenn mich Gerd bat, zu singen, und ich kam seinem Wunsche nach, so ließ mich die Empfindung nicht los, als hätte er mir etwas Köstliches gestohlen.

Da ich immer nervöser und reizbarer wurde, riet der Arzt zu einer Reise nach dem Süden. Bereitwillig fuhr Gerd mit mir in die Welt hinaus. Euch Kinder hatten wir in guter Hut zurückgelassen.

Da wollte es der Zufall, daß ich einen Kollegen aus meiner Glanzzeit am Theater traf. Wir plauderten von alten Zeiten, und all die heiße, lange zurückgedrängte Sehnsucht nach der Bühne wurde wieder in mir wach. Gerd verbot mir den Verkehr mit Paolo Vroni. Es wäre kein passender Umgang für unsere Kreise.

Ich lachte ihm erst aus, dann trotzte ich, und als ich sah, wie unerbittlich Gerd auf seiner Forderung beharrte, traf ich mich heimlich mit dem Sänger, um nur Theaterluft zu verspüren, um etwas von der mir so grausam verschlossenen Welt zu hören.

Niemals, das betone ich, hat mich je ein anderes Interesse an den Sänger gefesselt.

Dein Vater, der hinter die heimlichen Spaziergänge mit Paolo gekommen war, gebärdete sich wie ein Rasender. Er verdächtigte mich in unerhörter Weise, und als ich ihm erklärte, daß nur die Liebe zur Kunst, meine Sehnsucht nach dem Theater der Grund gewesen, mich heimlich mit dem Sänger zu treffen, lachte er mich hohnvoll aus.

Ob ich vergessen hätte, was ich einst gewesen, ob ich nicht wüßte, was ich meinem Stande schuldig wäre!

Ich schwieg verstockt. Und dann begann eine Leidenszeit für mich, an der ich ja nicht schuldlos war, die mich aber immer weiter vom Herzen meines Gatten führte.

Ohne Aufenthalt kehrten wir in die Heimat zurück. Gerd hielt mich wie eine Gefangene. Voller Mißtrauen überwachte er jedes Wort, jede Bewegung von mir. Jedes Gespräch über Musik und Theater wurde in unserem Hause verbannt und der Flügel verschlossen. Ich kam mir vor wie eine Gestorbene. Gerds Mißtrauen empörte mich so, daß ich keine Brücke mehr zu ihm hinüber fand. Und dabei wuchs in meiner Einsamkeit die Sehnsucht nach der Bühne riesengroß empor. Täglich sah ich, wie Gerd wortkarger und verschlossener wurde, wie er sogar dich, Leo,

geflissentlich von mir fernhielt. Wie eine Ausgeschlossene kam ich mir vor. Ein- oder zweimal hatte ich versucht, in Güte mit Gerd zu reden, ihn mir zurückzugewinnen. Er sah mich nur mit flammenden, stolzen Augen vernichtend an und verließ stumm das Zimmer.

Da regten sich Stolz und Verzweiflung in mir, und eines Tages bat ich ihn, mich freizugeben. Ich hätte eingesehen, daß wir uns beide getäuscht, er sollte mich ziehen lassen dahin, wo meine Sehnsucht ging, zur Bühne.

Nie vergesse ich, wie schrecklich wild Gerd sich gebärdete; wie er mit der Faust donnernd auf den Tisch schlug und mich anschrie, ob ich nicht wüßte, welche Verpflichtungen ich auf mich genommen, als ich die Gattin eines deutschen Edelmannes geworden. Ob ich nicht wüßte, daß ich Mutter sei, daß es nicht anstehe, auf dem Theater herumzucharmieren, damit sich sein Sohn einst vor seiner Mutter zu schämen habe!

Ich erwiderte ihm kein Wort. Etwas Großes, Heiliges war in dieser Stunde in mir gestorben.

Ohne ein Wort zu erwidern, ging ich aus dem Zimmer.

Ich merkte, daß Gerd mich noch strenger bewachte, daß er kaum noch ein einziges freundliches Wort für mich hatte.

Nachts lag ich schlaflos auf meinem Lager und überdachte mein Geschick. Unerträglich dünkte es mich. Das einzige, was mich hielt, warst du, mein Leo — so klein, so lieb, so hilflos. Wenn du mich mit deinen großen, braunen Augen anlächeltest, wenn seine weichen, kleinen Kinderhände meine Wangen liebkosten, dann meinte ich, in allem Leid doch noch reich zu sein.

Und dann eines Tages kam das Entsetzliche, wo dein Vater, Leo, mich eine Dirne nannte. Ein Brief Paolos war ihm in die Hände gefallen, in dem mir dieser schrieb, daß ich sicher sein könnte, am Covent-Theater in London anzukommen, wenn ich es ohne Theaterluft nicht mehr aushalten könnte. Er verbürge sich für das Engagement.

Dein Vater war fürchterlich in seinem Zorn und in schmähdenden Äußerungen gegen mich. Ich hatte weder Worte noch Tränen. In der folgenden, entsetzlichen Nacht reifte in mir der Entschluß zu fliehen.

James, der ja schon ein verständiger Junge war, schickte ich am nächsten Tage mit meiner vertrauten Zofe und einigem Gepäck voraus nach Berlin. Gerd, der den ganzen Tag auf dem Felde umherirrte, bemerkte es nicht mal, daß der Junge fehlte, so wenig hatte er sich in letzter Zeit um ihn bekümmert.

Niemals, so hatte mir Gerd erklärt, würde er in eine Scheidung willigen. Das Recht, seine Gattin zu sein, hätte ich durch mein unverzeihliches Benehmen zwar verwirkt, aber vor der Welt müßte ich die Repräsentantin seines Hauses und die Mutter seines Sohnes bleiben. Er wollte keinen Skandal. Sein Wappenschild sollte rein bleiben, unbefleckt von den Launen einer törichten Frau.

Gott weiß, wie schwer ich gerungen, ehe ich den letzten Schritt tat. Gott weiß, wie ich oft stundenlang an deinem Bettchen, Leo, im verzweifelten Jammer auf den Knien lag und dein kleines Gesicht mit Küssen und Tränen benetzte.

Aber ich sah keinen andern Ausweg, als dich, mein Kind, zu verlassen. Denn, was wüßte ich, wenn ich dich mitnahm, wie es mein Herz gebot, dein Vater hätte dich mir unerbittlich entrissen. Du warst ja auch so klein. Wie durfte ich dich mit hinausnehmen in ein ungewisses Leben, vielleicht voll Jammer und Not! Heimlich in der Nacht floh ich aus

dem Hause deines Vaters, fort von dir, mein geliebtes Kind, einem ungewissen Schicksal entgegen.

Ich hatte deinem Vater einen Brief zurückgealssen, in dem ich sagte, wie sehr ich ihn geliebt, wie aber seine Härte und sein Mißtrauen mich auf den Weg getrieben, den ich nun gehen müßte. Meinen armen, kleinen Buben legte ich ihm ans Herz. Ich bat, ich flehte ihn an, mir wenigstens einmal im Jahre das Kind zu lassen und mir zu vergeben, daß ich ihm, meinen Gatten, heimlich verließ, weil er mich freiwillig nicht ziehen lassen wollte.

Ich ging mit James hinaus in die Welt, aber mein ganzes Herz, das ließ ich in Wolfsau zurück.“

Wieder machte die Erzählerin eine Pause.

Leo rührte sich nicht.

Mit einem schmerzlichen Seufzer fuhr Mrs. Wood fort:

„Ich fand bald ein glänzendes Engagement. Ich nahm den Namen meines ersten Gatten, der ja auch mein Künstlernamen war, wieder an. Ich fand Glanz und Ruhm, aber mein Herz, das war trotz allem in Wolfsau geblieben, bei Gerd und meinem Kinde.

Ich schrieb wiederholt an Gerd und bat flehentlich um Nachricht über dein Ergehen, Leo. Ich erhielt keine Antwort.

Als ich eines Tages drohte, selbst nach Wolfsau zu kommen, um mein Kind zu sehen, da gelangte zum erstenmal eine Antwort in meine Hände, der ein Zeitungsausschnitt beigelegt war. Lange starrte ich wie bewußtlos darauf hernieder. Es war meine eigene Todesanzeige, die ich in den Händen hielt.

Graf Gerd v. d. Decken teilte darin seinen Fremden und Bekannten mit, daß seine Gattin bei einem Bootsunfall im Luganer See ums Leben gekommen, und daß es noch nicht gelungen sei, die Leiche zu bergen.

Ich war wie rasend. Ich schrie und tobte, ich rang die Hände und winnerte nach meinem Kinde, und lange brauchte ich, ehe ich mich überwinden konnte, Gerds Brief zu lesen.

Noch heute weiß ich jedes Wort auswendig, so oft habe ich ihn gelesen, so haben sich Gerds Worte mit Flammenschrift in mein Herz gegraben.“

„Schone dich, Mutter,“ bat James weich, „du Arme, was mußt du gelitten haben, und nie hast du geklagt, immer hast du versucht, mein Leben licht und schön zu machen, aber nie hast du mich teilnehmen lassen an deinem Leid.“

Zärtlich, beschwichtigend zog die bleiche Frau die Hand ihres Sohnes an ihre Wange.

Ihre Augen suchten den andern, der abseits stand, dessen Brust heftig arbeitete, und der wie müde die Hand über die Stirn gelegt hatte.

Einen Augenblick schloß Mrs. Wood die Augen, dann fuhr sie fort:

„Dein Vater schrieb mir folgenden Brief:

„Marga!

Es ist das erste und letzte Mal nach dem entsetzlichen Tage, an dem Du mich und unser Kind verließest, daß ich zu Dir rede. Der beifolgende Zeitungsausschnitt wird Dir sagen, wie ich mit der Vergangenheit abgeschlossen habe. Daß ich zu der frommen Lüge deines Todes meine Zuflucht nahm, um alle Brücken hinter uns abzubrechen, geschah zum Besten meines Kindes. Besser, der Junge beweint seine Mutter als tot, als daß er eine Mutter hat, die in der bunten Welt des Scheines ihre Mutter- und Weispflichten vergißt.

Ich weiß, Du kannst mich zum Lügner stempeln, Du kannst heimkehren und Deine Rechte beanspruchen, aber Du wirst es nicht tun, wenn ich Dir sage, daß in demselben Augenblick, da Du wieder meine Schwelle betrust oder eine Erklärung abgibst, ich mich und unser Kind töte. Der Junge soll keine Ehr-

lose als Mutter haben, er soll Dich als tot beweinen, und niemals, auch nicht als Mann, soll er von mir erfahren, daß er eine Mutter gehabt, die ihn verlassen konnte. Du weißt, daß mein Wille, einmal ausgesprochen, unabänderlich ist. Für mich warst Du schon tot, als die ernste Sehnsucht nach der Theaterluft in Dir keimte. Wir Deckens wollen alles oder nichts. Du hast meine leidenschaftliche Liebe verraten und mit Füßen getreten — ich habe Dich zu den Toten gelegt. Wenn du den traurigen Mut haben solltest, zurückzukehren, so wirst Du damit nichts erreichen als einen Skandal, der das ganze Leben Deines Sohnes beflecken würde, wenn ihn meine Kugel verschonte. Kein Gericht der Welt würde Dir den Jungen zusprechen, der keine Mutter mehr hat und nie wieder eine haben soll. Wenn Du aber noch irgend etwas für Dein armes Kind in Deinem Herzen fühlst, dann bleibe ihm fern. Versuch' nie, Dich ihm zu nähern und das Land, das sein Vater trägt, in sein junges Herz zu pflanzen. Laß ihm sorglos, ohne all das Häßliche, das uns trennt, durchs Leben gehen. Das ist die einzige Sühne, die ich von Dir fordere. Mag sie auch schwer sein, so ist sie doch gerecht. Die tote Mutter kann er lieben, der lebenden muß er fluchen. Und so scheidet er heute von Dir, Marga, wie von einer Toten. Kehrst Du als Lebende hierher zurück, so scheidet Dein Sohn aus dem Leben und mit ihm sein Vater.

Beider Leben ruht in Deiner Hand.

Graf Gerd v. d. Decken.“

Ingelids warme Tränen strömten über die blassen, müden Hände der Erzählerin, welche, die Augen angstvoll auf Leo gerichtet, fortfuhr:

„Wochenlang schwebte ich in hoffnungsloser Krankheit am Rande des Grabes, und als ich danach wieder genas, da beugte ich demütig mein Haupt unter der Last des Verhängnisses. Sühnen wollte ich, sühnen.

Ich kannte deinen Vater zu gut, Leo, ich wußte, er würde sein Wort halten, denn niemals hätte er den Skandal, den mein Einschreiten zur Folge gehabt, verwunden. Nein, mein süßer, kleiner Junge sollte leben. Seine Mutter wollte keine Schande auf sein Haupt und auf das seines Vaters bringen. Ich wollte verzichten, der größte und einzige Beweis meiner Liebe.

Ich schrieb es Gerd. In Jammer und Not, in Reue und Verzweiflung schüttete ich ihm mein ganzes Herz aus und bat ihn, mir zu verzeihen und mein Kind in Liebe zu der toten Frau zu erziehen, die ihm nichts sein durfte.“

„Das hat er getan“, unterbrach Leo zum erstenmal die Erzählerin. „Oft nahm er mich des Abends auf sein Knie und zeigte mir die Sterne. „Das sind Mutters Augen,“ sagte er dann, „sie schauen hernieder, ob Leo auch brav und gut ist.“ Und niemals hätte ich etwas Schlechtes getan, wenn die Himmelsaugen meiner toten Mutter über mir schwebten.“

Da faltete Mrs. Wood still die schlanken Hände ineinander, und ein glückseliges Leuchten ging über ihr zartes Gesicht.

„Wie danke ich dir für dieses Wort, Leo,“ sagte sie zärtlich, „es nimmt eine große Last von meiner Seele.“

Ich erhielt keine Antwort auf meinen Brief,“ nahm sie die Erzählung wieder auf, „und als ich nach Jahren noch einmal Mut faßte und an Gerd schrieb und ihn bat, mir Nachricht von meinem Kinde zu geben, erhielt ich den Brief uneröffnet zurück.

Ich lernte mich bescheiden. Ein Leben der Sehnsucht lebte ich, bemüht, James alles das zu geben, was du, Leo, entbehren mußt. Der Schmerz und das Leid hatten mich geweiht und meine Künstlerschaft geheiligt.

Off, wenn ich auf den Brettern stand und meine Stimme die Menschen zu Tränen rührte, daß ringsum nur ein einziges Schluchzen laut wurde, dann hatte ich an dich gedacht, an meinen armen, kleinen Buben, der nun gewiß ein Mann geworden und nichts von seiner Mutter wußte. Nie schlief die Sehnsucht. Immer drängte es mich der Heimat zu. Da — es war vor mehr als einem Jahr — las ich in der Zeitung, daß dein Vater gestorben, Leo. Lange hoffte ich, daß er vielleicht doch auf seinem Totenbette zu dir von deiner Mutter gesprochen, und ich hoffte im stillen, du wüdest kommen und deine Mutter suchen. Aber du kamst nicht, und ich wußte, daß dein Vater unversöhnt dahingegangen. Schwer und bitter habe ich damals gekämpft. Es war mir, als müßte ich jetzt zu dir eilen, aber ich hatte nicht den Mut — ich glaubte nicht an ein Erwachen deiner Liebe, die ich ja selber verscherzt hatte.

Da ging James nach Deutschland. Ich konnte ihn nicht halten, wie ich so gerne wollte, und ich dachte daran, ihm alles anzuvertrauen. Aber auch dazu war ich nicht stark genug. Erst nach meinem Tode sollte er erfahren, sollte wissen, daß ihm ein Bruder lebte, um den seine Mutter tausend Tränen geweint.

Und dann schrieb mir James plötzlich von dir und Ingelid. Nicht einen Augenblick zweifelte ich daran, daß ein gütiges Geschick ihn mit seinem Bruder zusammengeführt. James schrieb mir von deiner Braut, wie hold und schön sie sei, und ich segnete sie im Geiste und weinte heiße Tränen über dein Glück. Dann schrieb mir James wieder, daß er Ingelid liebe, und daß er sie erringen müsse um jeden Preis. Wie Wahnsinn erfaßte es mich da. Ich wollte dein Glück retten. James sollte dir nichts nehmen, und ich reiste, so schnell es nur gehen konnte, hierher, um doch nur einzusehen, daß ich zu spät kam. Nein, nicht zu spät. Das Schlimmste wenigstens, daß ihr mit den Waffen in der Hand einander bekämpft, das konnte ich verhindern, denn wer von euch will zum Brudermörder werden?"

In finsternem Schweigen standen die beiden Männer.

Erschöpft schweig die Erzählerin und lehnte ihr graues Haupt an Ingelids Schulter.

„Hast du kein Wort für deine Mutter, Leo?“ fragte Marga Wood dann sanft voll schmerzlicher Resignation.

Leo sah mit Augen voll düsterer Glut in ihr Gesicht dann irren seine Blicke zu Ingelid, die aus blassen, angstvollen Zügen zu ihm auf sah.

Ein höhnisches Lächeln zuckte um Leos Mund, als er mit knirschenden Zähnen hervorstieß:

„Die rührselige Geschichte, die Sie mir da erzählen, gnädige Frau, macht mich hart, hart wie meinen Vater. Aber Sie haben recht, wenn Sie meinen, daß ich nicht mit den Waffen in der Hand gegen ihn kämpfen kann, dem meine Mutter das Leben gab, wenn auch diese Mutter tot für mich sein muß, wie ich für sie.“

„Leo!“ schrie die gemarterte Frau auf. „Leo!“

Er sah düsteren Auges in ihr verzweifertes Gesicht.

„Ingeild,“ fügte er dann plötzlich hart hinzu, „Ingelid soll zwischen uns entscheiden. Frei, unbehindert, mir wie ihr Herz gebietet, soll sie wählen, zwischen dem fremden Manne dort, der mein Bruder sein soll, und mir.“

Einen Augenblick herrschte Totenstille im Zimmer. Man hörte nur das dumpfe Ticken der Uhr. Draußen wütelte der Schneesturm an den Fenstern und jagte die weißen Flocken zu hohen Wänden empor.

Ingelid war totenbleich. Mühsam richtete sie sich auf und faltete beide Hände über der Brust zusammen. Ihre Augen suchten den Blick von James Wood,

und als habe sie sich daraus Mut getrunken, sprach sie fest, indem sie auf Leo zutrat und ihm bittend in die Augen sah:

„Leo, sei nicht so hart mit mir, sei nicht so hart mit dieser da, die dich voll mütterlicher Liebe umhegt hat, wenn sie dir auch fern war, die um dich litt und noch leidet.“

Lerne doch verstehen, daß das Menschenherz ein eigenwilliges, trotziges Ding ist, das sich nicht einzwängen läßt in eine bestimmte Form. Sieh, Leo, du weißt, ich habe dich lieb, wenn auch vielleicht nicht mit der einzigen, großen Leidenschaft, die das Weib zum Manne zwingt, aber doch mit echter Freundestreue, die oft mehr wert ist als Liebe und Leidenschaft. James ist in mein Leben getreten, und ich konnte nicht anders, ich mußte ihn lieben. Vielleicht trat er mir gleich so nahe, weil er dir so ähnlich war, weil ich so viel verwandte Züge in euch fand.

Ich weiß es nicht. So sehr ich auch kämpfte und litt, so sehr ich mich auch mühte, in dir den Mann zu sehen, der mein künftiges Leben in der Hand hielt, alles in mir drängte James zu. Verzeihe mir, Leo, ich kann nicht anders. Ich habe dir vorhin zugestanden, daß ich mich als deine Braut betrachte, wenn du selber mich nicht freigibst, ich wiederhole es hier: vertrauensvoll lege ich als meinem besten Freunde mein Geschick in deine Hände. Bestimme du James' und mein Schicksal, und ich will nicht murren, wie immer du es beschließt.“

Wie tiefe Schatten zitterten die langen, schwarzen Wimpern auf den weißen Wangen des Mädchens, das in so rührender Hingebung und doch in hoheitsvollem Freimuth vor Leo stand.

James' Augen glühten ihn an, seltsam feindlich und doch voll geheimen Angst. Leo hätte lachen können darüber, wie sich alles löste.

Ernst schob er Ingelids gefaltete Hände, die sie ihm beschwörend auf die Brust gelegt, von sich und erwiderte hart:

„Du selbst hast bereits deinen Weg gewählt, Ingelid, indem du mir bekanntest, daß du diesen da, der mein Bruder sein soll, mehr liebst als mich. Ich kenne dich besser, deinen Hang zum Phantastischen und Außergewöhnlichen, der dich voll Leidenschaft James Wood, dem kühnen Flieger, in die Arme treibt. Sei's darum! Ich kann und will dich nicht halten! Sei glücklich mit ihm, wenn du es kannst, und möge nie die Stunde kommen, in der du mich herbeisehnt, dem du all sein Glück und seines Lebens Wärme grausam zerstörtest.“

Und sich zu James Wood wendend, sagte er kühl und schmeidend:

„Wehe dir, wenn das Opfer, das hier gebracht wird, umsonst wäre. Ingelids Unglück bezahlst du mir mit dem Leben, auch wenn du mein Bruder bist.“

James wollte zu ihm treten, ihm ein heftiges Wort ins Gesicht schleudern, aber Ingelid hinderte es. Sie flüchtete an James' Brust, und ihre Augen bettelten zu ihm auf, daß er tief aufseufzend seinen Arm um ihre Schulter legte und ihren Kopf beruhigend an sich drückte.

Da wandte sich Leo hastig ab. Sein Blick suchte fast drohend die alte Frau, die, wie betäubt, ganz zusammengesunken war und kein Wort mehr fand in all ihrem Jammer, daß sie den Sohn zum zweitenmal verloren.

„Leo“, bat sie noch einmal mit emporgehobenen Händen.

Er schüttelte heftig den Kopf.

„Nein,“ entgegnete er kalt. „Nie kann und werde ich vergessen, daß meine Mutter ihr Kind verließ, daß sie das Leben meines Vaters einsam und elend machte, nie kann ich das verwinden. Du und dein Sohn da, ihr nehmt mir nun auch die Braut. Ich habe

keinen Teil an euch. Seht zu, wie ihr zurechtkommt im Leben. Was weißt du, wie oft ich als Knabe verzweifelt nach meiner Mutter schrie, wie ich den Vater quälte, warum meine Mutter tot war und warum er mir nicht eine neue Mutter gäbe, wie sie andere Kinder hätten. Ich wollte geliebt, gekost, gekostet sein.

Meine Mutter aber stand unterdes auf der Bühne und rührte fremde Leute zu Tränen, indes sich ihr Kind in Sehnsucht verzehrte und sein Vater vor der Zeit alterte und ein einsamer trauriger Mann wurde.

Und das sollte vergessen sein, weil es der Frau, die mir das Leben gab, nach dreißig Jahren einfällt, daß sie noch ein anderes Kind gehabt? Nein, so wohlfeil ist Kindesliebe nicht.

Unsere Wege scheiden sich für immer. Möge sich dein Leben freundlich gestalten, aber fern von mir — ich bin der echte Sohn meines Vaters.“

Mit einem wimmernden Laut sank Marga Wood zusammen.

„Bruder,“ nahm James, Ingelid freilassend, das Wort, „Bruder, sei nicht hart mit ihr. Du kennst nicht den reichen Schatz der Liebe, der in ihrem Herzen quillt, und den sie, weil du ihr verloren warst, über mich allein ausschüttete, der ich dir, Gott weiß, wie weh es mir tut, so viel genommen. Reich' mir die Hand, vergiß nicht, daß sie uns beiden das Leben gab, daß sie ein Anrecht darauf hat, daß wir sie lieben.“

Freimütig, mit warmem Blick hatte er Leo die Hand entgegengestreckt, dieser aber lachte hohnvoll auf und nahm die Hand nicht.

„Ich habe kein Talent für derartige Sentimentalitäten. Auch Brüder können Todfeinde sein, und Kinder brauchen ihre Eltern nicht zu kennen. Wenn es euch aber eine besondere Genugtuung bereitet, so könnt ihr alle drei wissen, daß ihr mich elend gemacht habt, grenzenlos elend.“

Ohne einen Blick für seine Mutter und Ingelid stürzte Leo zur Tür hinaus.

„Leo, geh nicht von uns,“ rief Ingelid schluchzend, „nicht so, nicht so!“

James umfing sie mit seinen Armen.

„Mein holdes Lieb,“ flüsterte er zu ihr hernieder, „unser schöner, stiller Wintertraum klingt trübe aus, und unserer armen Mutter hat er Schneelasten auf das wehe Herz gelegt.“

In zärtlicher Sorge richteten Ingelid und James Marga Wood empor, die ohnmächtig zusammensank.

Als sie wieder zu sich kam, irrten ihre Augen noch einmal suchend im Zimmer umher, dann sank sie wieder mit einem wimmernden Laut nieder.

Ihr Sohn, ihr endlich wiedergefundener Sohn hatte sie verlassen, kalt, herzlos, wie sie einst ihn verließ.

Und die Schneefrau webte draußen noch immer an dem Leichentuch, das sich weit über Berge und Täler spannte.

In Oberhof war es still geworden. Zwar lag noch hoher Schnee auf den Bergen, aber die Rodel- und Bobbahn war verceist und wartete darauf, daß die milde Frühlingssonne sie wieder frei machte von der harten Last. Die Sportsleute waren wieder heimgekehrt und der Fünf-Uhr-Tee im Schloßhotel, wo sonst immer ein so reges Leben herrschte, hatte ganz aufgehört. Das war immer ein Zeichen, daß die Sportsaison vorbei war.

Nur das Sanatorium hatte noch Gäste. In einem großen, luftigen Gemach, in das die junge Frühlingssonne schien — es war Ende Februar — saß Komtesse Irmengard am Fenster und las aus einem Buche vor.

Sie trug ein einfaches, graues, langschleppendes Voile Kleid, in der Taille nur durch eine dicke, graue Seidenschnur gehalten. Ihr rotgoldenes Haar, das seltsam in der Sonne funkelte, hob sich fast blendend von dem stumpfen Ton des Kleides.

Der Mann mit der breiten, roten Narbe über der Stirn, der auf einem Ruhebett, von einer seidnen Decke umhüllt, lang ausgestreckt lag und die Augen halb geschlossen hielt, verwandte kein Auge von dem zarten, blassen, süßen Gesicht des Mädchens, das in den lange Wochen seiner Krankheit ganz schmal geworden war.

Und Irmengard las:

„Und sie gingen mitsammen durch den weiten, weißen Wald und jeder von ihnen wußte, daß der Tod ihnen zur Seite schritt. Aber sie kehrten nicht um, sie schritten weiter, immer weiter in das weite, weiße Reich hinein.“

Und die Flocken fielen zur Erde, lind und weich, und deckten sie zu, wie mit schimmerndem Samt. Und der Schneewind strich über das stille Grab wie im Traum. Erst als der Schnee schmolz, fand man die Stätte ihrer letzten Ruhe.“

Irmengard seufzte tief auf, und besorgt flogen ihre Augen, während sie das Buch zuklappte, zu dem Kranken.

„Sie war schlecht gewählt, diese Lektüre, Max, verzeihe,“ sagte sie aufstehend, an das Lager tretend, „aber du wolltest ja durchaus das Buch von dem Wintertraum zu Ende hören.“

Der Kranke nickte.

„Komm einmal her zu mir, Irmengard, so ganz nahe, daß ich deine Hand fühle, daß ich sie halte.“

Irmengard kniete an Köppings Lager. Ihr Lockenkopfruchte auf seiner Brust, und die Sonnenstrahlen huschten wie züngelnde Flammen darüber hin.

„Noch ist mir alles wie ein Traum,“ flüsterte er mit matter Stimme, „noch fasse ich nicht, wie alles geschehen. Und du, Irmengard, bei mir, immer, bei Tag und bei Nacht?“

Heute hörte ich von der Schwester, daß allein deine unermüdliche Pflege, deine Sorge, deine stets wache Aufmerksamkeit mich dem Tode abgerungen, dem Tode, der Evelyn mit sich nahm.“

„Du darfst dich nicht aufregen, Max!“ bat Irmengard zärtlich. „Vergiß das Gräßliche, das all deinen Lebensmut gebrochen, und versuche wieder zu leben — zu leben“ — sie stockte — „für mich!“

Er streichelte mit der schlanken, jetzt so kraftlosen Hand zärtlich ihr Haar.

„Wie soll ich dir nur danken, Irmengard, daß du so unbeirrt um Welt und Menschen in der Stunde der Not und Gefahr dich zu mir bekanntest vor aller Welt, daß du mich gepflegt hast, trotzdem Onkel und Tante dich fast mit Gewalt von hier entfernen wollten!“

Sie haben sich ganz losgesagt von dir — ich weiß es — nachdem Prinz Günter so brüsk und eigentlich wenig prinzipiell die Verlobung mit dir gelöst.“

Ein schwaches Lächeln huschte über Irmengards feine Züge.

„Wie konnte er anders handeln, Max? Ja, er gab mich frei, viel leichter, als ich je gehofft, denn schon am ersten Tage, wo ich mich ihm verlobte, da wußte ich, daß ich nie sein Weib werden konnte, daß ich nur dich geliebt, und dich immer lieben werde.“

Die krankhaft großen, dunklen Samtaugen Köppings hingen strahlend an dem stillen Mädchengesicht, das, zart und fein wie ein Blumenblatt, sich über ihn beugte.

„Sie haben mich verstoßen,“ kam es wie ein Hauch über ihre Lippen, und ein zitternder Klang war in ihrer Stimme, „weil ich dich liebe. Ich habe nun

nichts mehr auf der weiten Welt, als nur dich, dich allein!“

Er preßte das schlanke, süße Gesehöpf fest an sich.

„Wie liebe ich dich, meine Irmengard. Noch immer fasse ich es nicht, daß ich damals, als ich an deine Untreue glaubte, mich so Hals über Kopf von Evelyn betören ließ und mich in ihre Arme stürzte, um zu vergessen. Ich habe hart gebüßt. Noch schaudere ich, wenn ich daran denke.“

„Sprich nicht so, Geliebter. Auch Evelyn hat, wenn sie gefehlt, gebüßt. So schön, so lebensfroh — und sterben zu müssen, ist doch mehr als grausam.“

„Sie muß wahnsinnig gewesen sein, als sie bei der Bobfahrt Mister Wood um den Hals fiel, meinst du nicht auch?“

„Ja, gewiß,“ gab Irmengard zu, um den Kranken nicht zu erregen. Sie wußte es anders. Aber Max sollte es nicht erfahren, er sollte freundlich und voll Güte an die arme Frau denken, die, von Leidenschaft verblendet, selbst schuld an ihrem Tode war.

„Es ist rührend,“ fuhr Max Köpping fort, „daß Leo auch jetzt sich so recht als Freund gezeigt, wo er doch selbst so schwere Bürde trägt. Er und der junge Vossen haben in so rührender Freundestreue Evelyns Leiche nach Berlin übergeführt und ihr das Grab bereitet, wo ich fern bleiben mußte. Hast du übrigens etwas von Leo gehört?“

„Nein, nur weiß ich, daß er nach Wolfsau zurückgekehrt, und daß er es abgelehnt hat, Ingelid, die ihn noch einmal sprechen wollte, zu sehen. Er hat auch Onkel Gerwin, der ihn im Auftrage Tante Bellas aufsuchte, nicht empfangen, er soll ganz menschenscheu, nur für sich allein leben.“

„Armer Freund“, murmelte Köpping. „Er hat ein besseres Los verdient.“

„Und Ingelid,“ fragte er besorgt, „glaubst du wirklich, daß sie mit diesem Flieger glücklich wird?“

Irmengard schüttelte den Kopf.

„Nein, Max, ich glaube es nicht. Aber es ist nun einmal ihr Schicksal. Als ich Ingelid zuletzt sah, kam sie mir wirklich nicht wie eine glückliche Braut vor, die sich den Geliebten so schwer erkämpft. Aber es ist ja doch ihr eigener Wille, und James und seine Mutter tragen sie auf Händen.“

„Und Tante Bella? Was sagt sie?“

Wieder zitterte ein wehes Lächeln um Irmengards Mund.

„Sie hat sich natürlich von Ingelid ebenso wie von mir losgesagt. Sie verzeiht uns nicht, daß wir alle ihre Pläne, die ja gut und, wie sie meint, zu unserem Glück geschmiedet waren, durchkreuzten. Und Onkel Gerwin muß ihr gehorchen. Selbst Ott, der dumme Junge, hat sich von uns gewandt und redet große Sachen von Familienlehre und so was. — Ich vermute, er hat Furcht, daß ihm Onkel und Tante die Zulage entziehen könnten, und darum verleugnet er seine Schwestern.“

„Wie bitter du geworden bist, Irmengard.“

Ein reizendes Lächeln stahl sich um den roten Mund.

„Nein, Max, ich bin so von Herzen dankbar, daß es ein gütiges Geschick noch so herrlich mit uns gefügt, und ich bin so froh, daß wir morgen, wie der Arzt sagt, reisen können, damit du wieder die Ruhe und Bequemlichkeit deines Hauses genießt.“

„Und du willst wirklich zu Ingelid gehen, Liebling, die doch selbst nur Gast bei Mrs. Wood ist?“

„Was bleibt mir anders übrig! Meine nächsten Beschützer haben sich von mir gewandt, wie sie sich von Ingelid gewandt haben. Da müssen wir beide dankbar sein, daß die gütige Mrs. Wood uns bei sich aufnehmen will, bis wir heimgeholt werden, von den Männern, die wir lieben.“

Er küßte Irmengard auf den schwellenden Mund. „Du mein süßes, mein geliebtes Weib,“ flüsterte er, „bald wirst du ganz, ganz mein sein.“

Willig schmiegte sie sich an ihn. Draußen verglomm der Wintertag. Ueber den weißen Schnee flog das Abendrot, und sie blickten beide, eng aneinandergeschmiegt, hinaus in die klare Winterlandschaft. Es war ihnen, als hörten sie Quellen rieseln in dem weichen Eise. Und es war ihnen, als ob der Frühling heimlich lockte.

„Wird Ingelid bald heiraten?“ fragte dann Köpping noch einmal wie im Traum.

„Ja, gleich nach den großen Ueberlandflügen, im März, an denen ja auch Ingelid teilnehmen will. Findest du das nicht wahnsinnig?“

„Wenn es ihr Spaß macht.“

„Sie sagt, sie hätte es Wood versprochen. Und ich zittere um Ingelid. (Wie ich höre, hat sie jetzt in Johannistal schon einige Probeflüge mit ihm unternommen.“

„Mir ist alle Sportlust vergangen“, seufzte Köpping schwer auf. „Ich möchte nichts von Ingelids Flugversuchen sehen. Wenn aber erst der Frühling da ist, Irmengard, dann fliegen wir beide gemeinsam hinaus in das Land der Sonne, und dann soll uns nichts, mehr trennen.“

Hand in Hand sitzen sie und schauen hinaus, wie die Sonne verglimmt, wie sie goldene Säume um die beschneiten Berge zieht, bis der letzte, rosenrote Schein verfäht.

In ihrer Brust in Frühlingssonne nach allem Leid. Das lilaverblaßte Scheinen da draußen hüllt sie traumhaft ein, und wie Veilchenduft schwebt es durch die Luft.

Irgendwo müssen sie jetzt schon blühen.

\* \* \*

Und nun war der Frühling da. Ein neuer Duft, ein neuer Klang an allen Ecken und Landen, und morgenhell sangen die Vögel.

Goldgelände und erstes, wildes Blütengerank überall und darüber blauer Himmel und Lenzesluft.

Auf dem Flugplatz in Johannisthal herrschte reges Leben.

Ein Automobil nach dem andern jagt heran. Die Sirenen klingen, Offiziere in blitzenden Uniformen schreiten herüber und hinüber, und eine tausendköpfige Menge säumt den Flugplatz, auf dem eine ganze Anzahl Aviatiker beieinander steht und das Für und Wider der heutigen Flugversuche bespricht.

Depeschen wurden gebracht und verlesen:

„Gut angekommen — ohne Etappen“ —

„Prächtiger Flug. Glatt gelandet“ — so schwirrt es in bunter Wechsellrede durcheinander.

Jetzt wurden Hochrufe in der Menge laut. Immer mehr schwellen sie an, bis sie sich zu brausendem Jubel erheben.

James Wood, ihm zur Seite Ingelid in dunklem Lederwams, schreiten grüßend durch die Menge.

„Ein Teufelskerl“, meint einer der Flieger, Wood und Ingelid nachblickend, die auf den Schuppen zugehen, in dem der von Wood selbst konstruierte Zweidecker „Aar“ seiner Bestimmung harret.

„Und ein Teufelsweib dazu“, bemerkt ein junger Offizier. „Donnerwetter, die hat Rasse, und eine Kaltblütigkeit, Gott soll mich bewahren!“

„Vielleicht ist ihr das Leben gleichgültig“, warf ein älterer Kamerad ein. „Aber jetzt dalli, dalli, Kinder, die Geschichte geht los!“

Abseits von dem Gewühl stand eine dunkle Mänergestalt und blickte unbeweglich den beiden hohen Gestalten der Flieger nach.

Kein Wort von der Unterhaltung war dem Alleinstehenden entgangen. Jetzt preßte er die Lippen unter dem dunklen Schnurrbart fest zusammen, und

# Berndorfer Metallwaren-Fabrik

Arthur Krupp, Berndorf Austria

5000 Arbeiter

Tägliche Erzeugung 3500 Dtz. Bestecke

Schwer versilberte

## Bestecke und Tafelgeräte aus Alpaca-Silber



Eigene Niederlagen in Europa:

Amsterdam, Berlin, Brüssel, Budapest, Hamburg, London, Luzern, Mailand, Moskau, Paris, Prag, Stockholm, Wien.

Schutzmarken!

A. KRUPP BERNDORF  
für Alpaca-Silber I



für Alpaca-Silber II

850  BM  
für Alpaca

seine Hand vergrub sich krampfhaft in den Taschen seines Paletots.

Wie sein Herz in stürmischen Schlägen klopfte! Wie es zuweilen wie rote Nebel vor seinen Augen wallte, und wie es dann wieder wie dunkle Nacht um ihn wurde!

Warum war er nicht den heutigen Flugversuchen ferngeblieben? Was ging es ihm an, wenn sie beide den Hals brachen, die so ganz aus seinem Leben geschieden waren? Warum hatte er nicht Ruhe und Rast gefunden, nachdem er gelesen, daß James und Ingelid heute den großen, zwei Stunden dauernden Ueberlandflug wagen wollten, warum hatte sein Herz sich zusammengekrampft, und warum hatten sich seine Hände wie betend emporgehoben?

Liebte er sie noch immer, die ihn so schöne um einen andern aufgab? Nein, nicht schöne, er wußte es wohl, mit tausend Schmerzen.

Nein, Leo v. d. Decken schüttelte in schmerzlicher Resignation den Kopf. Er wollte ihr Bild aus seinem Herzen reißen, er wollte sie gar nicht mehr kennen. Und nun stand er hier, in fieberhafter Angst und hätte laut rufen und schreien mögen: „Laß ab,

Was wußte sie von ihm? Sie dachte wohl gar nicht mehr an ihn. Von Irmengard, die er neulich zufällig in Berlin getroffen und die in aller Stille Köppings Frau geworden war, hörte er, daß Ingelids Hochzeit gleich nach dem heutigen Ueberlandflug stattfinden sollte.

Leos Herz hatte da so wild geklopft, es war ihm, als müsse er sie mit Gewalt dem andern entreißen, der sein Bruder war und für den er nichts fühlte als Haß und Groll.

Und als er ihm so sicher und siegesgewiß wie einen König durch die Menge schreiten sah, da hatte er doch das Gefühl, als dürfe er stolz auf diesen Bruder sein, und seine Blicke folgten dem wahrhaft königlichen Paar, das so hoch aufgerichtet durch das Gewühl schritt.

Morgen vielleicht schon, in den nächsten Tagen, würde Ingelid, seine so heiß geliebte Ingelid, für immer dem fremden Manne angehören, und sie würde mit ihm hinausziehen, einem ungewissen, ja, wie Leo mit leisem Schauer dachte, vielleicht einem abenteuerlichen Schicksal entgegen.

Er biß die Zähne fest aufeinander, während er sich langsam zwischen eine Gruppe von Herren hindurchschob, die ihm verwundert nachblickten. Er bemerkte es gar nicht.

Vergebens hatte er bis jetzt nach Tante Bella und Onkel Gerwin angeschaut. Nein, sie wollten wohl nicht mit ansehen, was sie gewissermaßen als Schande für die ganze Familie empfanden.

Irmengard und Köpping waren bereits nach dem Süden abgereist, und Ott, der leitsinnige Ott schämte sich wohl auch, daß seine Schwester unter die Piloten gegangen?

Und Leo selbst? Er konnte es nicht fassen, daß

Ingelid, seine Ingelid da drüben, bestaunt und begafft von der Menge, wie eine Varieté-Künstlerin sich dem Volke zeigen wollte.

Wie groß muß seine Liebe zu ihm sein, dachte Leo voll Bitterkeit, daß sie ihm dieses Opfer bringt. Wenn ihre Kühnheit, ihre Unerschrockenheit und ihr Sportssinn ihr auch selbst Lust gemacht haben sollten, sie hätte doch gezögert, wie er sie gekannt, in dieser Weise teilzunehmen an James' Leben.

Und wieder packte Leo die Angst. Wenn sie abstürzten, da oben aus dem Reich der Luft, sie und er, der sein Bruder war?

Er würde dann um sie weinen, und um den anderen, der mit ihr starb, da würde die blasse Frau trauern, die behauptete, daß sie seine Mutter sei, und die er nicht Mutter nennen wollte.

Merkwürdig, zuweilen sah er sie des Nachts in seinen Träumen. Sie führte Ingelid an der Hand und sagte: „Einst nahm ich dir viel, heute bringe ich dir dein Glück, das ein anderer hergeben mußte, den ich so innig wie dich geliebt.“

Hatte er nicht recht gehandelt, daß ihm so quälende Träume kamen? Doch, gewiß. Jede Minute würde er gegebenenfalls das gleiche tun.

Er hatte keine Mutter und er wollte auch keine haben.

Und dabei spaltete er gegen seinen Willen doch immer wieder nach der Tribüne hinüber. Dort saß Margga Wood und verwandte kein Auge von der Stelle, wo sie James und Ingelid wußte, wo der Apparat zum Fluge fertig gemacht wurde. Es dünkte Leo, als wäre der Frau da drüben, die ihm erst noch so jung und stattlich erschien, fast zu jung für seine Mutter, jetzt einer Greisin gleich.

Immer wieder sah er hinüber zu ihr, und ertappte sich in der Erwartung, da ihr Auge das seine traf.

„Nein, sie hat kein Muttergefühl“, dachte er bitter, „ich kann ihre Gedanken nicht zwingen“, und plötzlich tauchte da drüben ein heißer Blick aus dunklen Augen tief in die seinen, und ein Schauer schlich durch sein Herz.

Brüsk wandte er sich ab und schritt weiter.

Er sah nicht, wie da drüben die alte Frau noch um einen Schein blasser wurde.

Er sah nur, wie jetzt Ingelid und James nach der Tribüne hinüberwinkten, und wie ein weißes Tuch von dorthin in die Winde wehte.

Es wurde also ernst. Und er stand fern und weit ab wie ein Fremder. Sein Herz klopfte angstvoll und bang. Wenn der Aufstieg gelang, dann konnte er hier stundenlang stehen und warten, bis die kühnen Flieger zurückkehrten, von der Menge mit Jubel begrüßt, und er durfte nicht die Hand heben und ihnen zujubeln, glücklich darüber, daß sie da waren, glücklich, daß sie lebten.

Und die alte Frau da drüben? Sie würde auch warten in banger Sorge, gerade so wie er, und sie würde beide in die Arme schließen, fest an ihr Herz.

Besorgt sah Leo jetzt zum Himmel empor. War es nicht, als sei die Sonne, die schöne, strahlende Sonne geschwunden?

Er trat jetzt zögernd dem Flugapparat näher, doch so, daß James und Ingelid ihn nicht sehen konnten. Er sah, daß James etwas ungeduldig schien, und daß Ingelid ihm beruhigend zulächelte.

Ein Ventil hatte sich gelockert, und James fieberte vor Ungeduld, fortzukommen.

Jetzt war die Schraube wieder fest angedreht, der Motor wurde in Gang gebracht. James nahm auf dem Zweidecker Platz, tief zog er seine Lederkappe in das energische, braune Gesicht. Ein zärtlich ermunternder Blick traf Ingelid, und seine Augen flammten stolz und glücklich auf.

Da hockte sie auch schon auf dem schmalen Sitz.

„Kontakt?“ fragt James, und seine Augen flammen über sie hin.

Sie nickt ihm beruhigend zu.

„Los!“ schallt das Kommando. Der Propeller schwirrt. Ein heftiger Windstoß, und einen Augenblick hat Ingelid die Empfindung, als überfalle sie ein Schwindel. Sie hat in Leos angstvolle Augen gesehen.

Leo war da! Leo sorgte sich um sie! Leo würde vielleicht da sein, wenn sie starb.

Ja, wollte sie denn sterben?

Nein, nein!

Sie fühlte jetzt, wie sie emporgetragen wurden, wie der „Aar“ sich hob, ganz wundervoll zart, als ob sie auf sanften Wellen dahinglitten.

Sie fliegen, sie fliegen! Sie steigen hoch in die Luft. Immer mehr schrumpft das Bild der Erde unter ihnen zusammen.

James nickt Ingelid lächelnd und stolz zu. Er nimmt die Hände vom Steuer, um ihr zu zeigen, wie glatt der „Aar“ fliegt. Dann eine Kurve, eine Wendung, der Apparat fliegt südwärts.

Immer höher geht der kühne Flug.

„Zur Sonne, zur Sonne!“ kommt es von James' Lippen. Sie hört es nicht, denn ein starker Windstoß treibt jetzt den Flugapparat mit einem mächtigen Stoß empor.

James sitzt mit unbewegtem Gesicht, die Steuerung in der Hand.

„Zur Sonne kommen wir nicht,“ ruft er ihr dann durch das Windesgebräus zu, „die Sonne ist fort!“

Ingelid hört es wohl und nickt ihm stumm zu.

Was soll ihr die Sonne?

Ihr tut der Wind, der Sturm gut, ihre Seele jauchzt mit dem wilden Gesellen um die Wette. Das war doch anders als die zahmen Probeflüge, die sie bisher gemacht.

Eisig bläst der Wind um ihr Gesicht.

Ihr pelzgefütterter Lederanzug schützt sie, aber doch empfindet sie den scharfen Zug bis auf die Haut.

Und wieder denkt sie:

„Einer wird weinen, wenn ich sterbe.“

Jetzt setzt eine gewaltige Bö ein. Sie schaukelte den „Aar“ links und rechts in wilder Hast.

Und wieder ein wilder Stoß, und dann ein jäher Abschluß, um wieder emporgetragen zu werden.

Ingelid hatte nur immer das Gefühl, als fliege sie straks in den Himmel hinein. Alle die Unruhe der letzten Wochen, die Sorge und Hast, die ihre Seele umdüstert, löste sich hier, als sie voll jauchzender Lust über Städte und Dörfer, über Berge und Täler dahinfliegen, als hätte die Erde keinen Teil an ihnen.

Sie sah lächelnd den Apparat über gähnende Abgründe schweben, über stürmisch wallende Seen und Bergkämme, die eine Landung ganz unmöglich machten, und sie dachte voll stiller Freudigkeit, daß das Leben schwer und das Sterben süß sei.

Warum dachte sie ans Sterben?

James' graue, durchdringende Augen suchten ihr Antlitz. Sie lächelte ihm zu. Da flog ein Leuchten über sein Gesicht, ein überirdisches Leuchten.

„Siehst du die Sonne, Ingelid?“

In vollem Strahlenglanz des Abends, ganz in goldenes Licht getaucht, flog der „Aar“ dahin.

Eine Kurve, eine plötzliche Biegung, und der Apparat dreht sich. Zum Flugplatz geht es zurück.

Die Sonne ist wieder zwischen Wolkenbergen verschwunden. Nur ihr rosiger Schein erfüllt die ganze Luft weitem.

Und in diesem Rosenlicht sausen die beiden Flieger dahin.

Sie haben eine Höhe von mehr als 800 Meter erreicht.

„Nun sind wir bald am Ziel“, ruft James seiner Gefährtin zu.

Ingelid hört es nicht. Die Glieder sind ihr plötzlich wie erstarrt, und Eiseskälte durchschauert ihr Herz.

Der Propeller surrt, und der Wind saust. Schon meint sie, da unten das Toben und Rufen der Menge zu vernehmen, die den Sieger grüßt.

Der Apparat sitzt in dem sogenannten Hangerwind. Er will nicht herunter. Wild wird er hin und her geworfen, bald in die Höhe gehoben und bald in die Tiefe gestoßen. James stellt mit kundiger Hand sofort den Motor ab, um in ziemlich steilem Gleitfluge der Landungsstelle näher zu kommen.

Alles geht vortrefflich. In rasender Geschwindigkeit sausen sie hinab.

Die Menge jubelt, brausende Hochrufe ertönen, da, kaum zwanzig Meter vom Boden, dreht sich mit einem Male der Apparat und, begleitet von dem gellenden Schrei Tausender, schmettert er hernieder.

Wie im Irrsinn ist Leo, der voll angsthafter Spannung nach stundenlanger, banger Erwartung der Landung der Flieger geharrt, durch die Menge gestürzt. Mit kräftiger Faust bahnt er sich rücksichtslos einen Weg.

Sein einziger Gedanke ist Ingelid!

In seinem Kopfe ist ein Säusen und Brausen, und sein Herz klöpft in qualvoller Angst.

„Guter Gott, laß sie nicht sterben“, betet er in seiner Herzensangst, er, der seit Kindertagen nicht gebetet hat, „und laß auch ihn leben“, ringt es sich dann zitternd von seiner Lippe.

Nun steht er an der Unglücksstätte.

Einige Schritte nur von dem Apparat entfernt liegt Ingelid lang ausgestreckt am Boden, mit geschlossenen Augen. Aerzte mühen sich um sie, und hier, von dem „Aar“ fast verdeckt, liegt der Flieger begraben. Hundert Hände mühen sich, den Zweidecker hochzuheben. Leo aber stürzt vorwärts, auf Ingelid zu.

„Ist sie tot?“ fragt er die Aerzte.

Sie antworten ihm nicht.

„Ist sie tot?“ schreit er wieder. „Sie ist meine Braut.“

Nein, das war ja gar nicht wahr, sie ging ihn ja gar nichts mehr an, sie war ja die Braut des anderen.

„Nein, sie lebt“, gibt endlich einer Auskunft. „Ein Arm ist gebrochen. Wenn die Gräfin innerlich nicht verletzt ist, kann sie froh sein. Es war ein Todessturz.“

Leo lacht plötzlich auf, und die hellen Tränen laufen ihm dabei übers Gesicht.

„Ingelid,“ bittet er, sich über sie beugend, „Ingelid hörst du mich?“

Da schlägt sie die Augen auf, und ein Lächeln, süß und hold und doch so weh, trifft ihn, daß er in tiefster Seele erschauert. Dann aber bricht eine jähe Angst aus ihren Augen und sie schreit auf:

„Leo, was ist mit James, was ist mit deinem Bruder?“

Mühselig unterstützt von den Ärzten und Leo, richtet sie sich empor und starrt ihn zu der Stelle, wo man soeben James von dem Flugapparat befreit hat.

Der linke Arm hängt ihr schlaff herab. Die Aerzte, die sich mit dem Verband zu schaffen machen, schiebt sie zurück, und auf Leos Arm gestützt, schleppt sie sich bis an die Stelle, auf der James still ausgestreckt liegt und ihr, mit weiten Augen entgegensieht.

Wie ein stilles, letztes Grüßen bricht es aus seinem Blick.

„James,“ schluchzt sie auf, „James, nicht so; nicht so!“

Da legt er zärtlich seine zitternde Hand auf ihr Haupt und ein Lächeln fliegt über sein Gesicht.

„Du bist in guter Hut, Ingelid, denn mein Bruder ist bei dir. Ich muß nun von dir gehen.“

Leo beugt sich erschüttert zu ihm hernieder.

„Bruder,“ kommt es zitternd von seinen Lippen, „Bruder!“

Ein glückliches, sanftes Lächeln belebt seine aschfahlen Züge, und dann fragt er leise:

„Wo ist die Mutter?“

Die Menge teilte sich. Ehrfurchtsvoll weicht alles zurück. Auf den Arm eines Arztes gestützt, wankt Marga Wood hinzu. Sie schreit nicht auf, sie weint auch nicht, als sie ihren Sohn erblickt, sie legt nur sanft ihr Haupt auf seine Brust, als sie neben ihm auf den Boden sinkt und leise aufstöhnt:

„Mein lieber, mein armer Junge!“

Sie weint nicht, aber die Menschen, die in ehrfürchtiger Scheu da herumstehen und schluchzen, die erkennen in dem granddurchwühlten Gesicht den grauenvollen, herzzerreißenden Schmerz der Mutter.

Angstvoll fragen ihre Augen die Aerzte. Die schütteln stumm das Haupt.

„Er hat das Rückgrat gebrochen,“ flüstert einer Leo zu. „Es ist vorbei.“

Da quillt etwas heiß in ihm empor. An der Seite der fremden Frau, wie er sie immer genannt, kniet er nieder und bettet sein Haupt neben James' Wange.

Die Frau sieht es nicht.

Der Flieger aber lächelt noch immer, und sein Auge sucht Ingelid, die an der anderen Seite kniet und ihm zärtlich die Hand auf die Stirn legt.

„Nun wird mir das Sterben leicht,“ murmelte er, „Ingelid, Mutter, Bruder! Nun kommt die Sonne! Weißt du noch,“ flüsterte er Ingelid zu, „wie schön es war in dem weißen Winterwald? „Allein im Wald mit Winterweib“? Weißt du es noch, Ingelid, was du damals sagtest?“

Sie neigte leise das Haupt, und ihre heißen Tränen strömten über seine Hände.

„Ein Wintertraum nur sollte es sein, ein Wintertraum. Nun ist der Frühling gekommen und der Traum zu Ende. „Nein,“ fuhr er fort, mühsam das Haupt ein wenig erhebend, fort, „nie, nie wird er zu Ende sein.“

Er wollte noch mehr sagen, er konnte es nicht.

Stumm nur fügte er fest Ingelids Hand in des Bruders Rechte.

„Mein erstes und letztes Geschenk“, flüsterte er heiß. „Halte sie gut.“ Dann faßte er nach der Mutter Hand, und ein wehes Zucken stahl sich um seine Lippen.

Man brachte eine Bahre herbei. Er winkte still ab. Und dann murmelte er, die brechenden Augen zur Sonne gerichtet, die soeben im letzten Verglühn noch einmal durch Wolken brach, mit ersterbender Stimme:

„Müd taumeln die Flocken nieder

Vom Himmelsraum,

Und immer träum ich dich wieder —

Du Wintertraum.“ — —

Und dann war's vorbei. Ein letzter, müder Seufzer, und Leo drückte ihm leise die Augen zu.

Sanft hob Leo die alte Frau empor. Sie sah ihn mit irrem Blick an, dann aber schluchzte sie verzweifelt auf:

„Mein einziger, mein einziger Junge!“

„Mutter,“ bat Leo weich, „Mutter, verzeihe mir und nimm mich an als deinen Sohn, der nicht wußte, was er tat.“

Mutterliebe ist ja so unermesslich. Um ihn da laß uns gemeinsam weinen, wenn ich ihn dir auch nicht ersetzen kann.“

Niemand verstand, was der Mann zu der alten Frau sprach. Sie sahen nur, wie plötzlich die Mutter des Toten dem Mann, leidenschaftlich aufschluchzend, an die Brust sank und wieder und wieder flüsterte:

„Mein Sohn, mein Sohn!“

Und nun beugte sich der Mann zu Ingelid, die ihre Hände betend über dem Antlitz des Toten gefaltet hielt, und richtete sie empor.

„Ingelid, die Mutter wartet.“

Ingelid lächelte, ein wehes, herzerreißendes Lächeln. Dann brach sie ohnmächtig an James' Seite zusammen.

Und der Frühlingssturm strich darüber hin. Mit Brausen zog es über die Lande. Der Wintertraum war zu Ende, und überall jubelte es: Der Lenz ist da!

Aber auf das stille Antlitz des Toten fielen plötzlich weiße Flocken. Lind wie Balsambauch senkten sie sich in weichen, warmen Flocken, vom Frühlingssturm getragen, auf ihn herab.

Ein Abschiedsgruß aus dem Winterwald.

\* \* \*

Und wieder war der Winter gekommen, und noch einmal hatte sich der Tag der Wintersomenwende erneut. Zahlreiche Sportgäste hatte er nach der Hochburg des Wintersports St. Moritz geführt.

Nun ging es schon in den Karneval hinein, aber noch immer war St. Moritz von Sportgästen überfüllt.

Wer die Dorfstraße entlang ging, der hatte zu tun, sein mehr oder minder kostbares Leben in Sicherheit zu bringen.

„Bob, Bob!“ rief es wieder und immer wieder, und pfeilschnell sausten die Bobsleighs zu Tal. Die Hupen ertönten, Lachen und Scherzen überall.

Über dem glitzernden, von hohen Tannen umgürteten See hob sich der Piz Rosatsch gigantisch im Rosenlicht empor, und der Piz Surley mit seinem flimmernden Gletscher funkelte in einem weißen Samtmantel, von Sternen übersät. Auf dem See spielte man in den sogenannten Eisringen Eishockey und Eiseurling, und flotte Schlittschuhläufer und -läuferinnen glitten in den gewagtesten und entzückendsten Sportkostümen über die spiegelglatte Bahn. Skeletons und Tobogans, von den malerisch grau und rot angestrichenen Pferdeschlitten gezogen, kletterten langsam zur Höhe über die weißen, tief verschneiten Wege.

Hier kommt ein stattlicher Viererzug die Dorfstraße hinab. Wohl zwanzig kleine Skeletons und Bobs hat er im Schlepptau, auf denen in den verwegenen Stellungen Männlein und Fräulein hocken.

„Attention!“ ruft es von allen Seiten. Ein Kreischen und Lachen, und die über und über mit Schnee bedeckte, übermütige Schlittengesellschaft ist verschwunden.

Da saust ein Rodel zu Tal.

Lang auf dem Bauch ausgestreckt, ruht eine Dame auf dem kleinen Holzgestell. Sie strampelt wie wahrsinnig mit den Beinen, so ihrem kleinen Gefährt die Richtung zwischen all den Schlitten, Bobs und Tobogans gebend.

„Das ist eine gute Bauchmassage,“ meint da plötzlich keine große, dicke Dame, der Rodelnden anerkennend nachsehend, „das verhindert das Dickwerden.“

„Ich glaube ja, Bella, du hättest auch noch Lust“, bemerkt der Herr mit dem fest eingeknickten Einglas an ihrer Seite, indem er seinen Wollschal fester

um den Hals zieht, denn von Maloja her blies ein kalter Wind.

„Warum denn nicht?“ gab Tante Bella, hochrot im Gesicht, zurück. „Bin ich etwa zu alt dazu? Bist du denn viel jünger? Es ist ja reine Weg lächerlich, wie du dich auf die alten Tage als Sportsmann betust.“

„Das erhält gesund, Alte. Sieh mich mal an, zehn Jahre bin ich jünger geworden.“

„Du wirst immer verrückter, Gerwin. Ich glaube wirklich, du gehst schließlich noch auf Freierrfüssen.“

„Nee, nee, nee doch. Fällt mir gar nicht ein. Ja, wenn ich Fräulein von Vossen hätte eringen können. Aber natürlich, das war nichts für so einen alten Knaster, na, und Ott, den hat sie doch glänzend abblitzen lassen. War sehr geschickt von ihr.“

„Na, geschickt ist die nun nicht. So 'ne verrückte Idee, Krankenpflegerin zu werden. Freilich, der Leo, auf den sie sich wohl doch noch immer gespitzt, hat ihr wohl klargemacht, daß sie auf ihn nicht zu rechnen brauchte.“

„Ach, er denkt ja gar nicht daran, Bella, dazu ist doch Leo viel zu zartfühlend.“

„Was sagst du denn aber dazu, daß die kleine, naseweise Oertzen ein solches Glück gemacht hat? Keinen Dreier in der Tasche und jetzt drei Autos und Bobschlitten und den ganzen Winter in St. Moritz!“

„Na, Bella, wir sind doch auch hier.“

„Ja, aber warum, mein Lieber, warum?“

„Weil du eingesehen hast, wie geradezu lieblos du dich gegen Ingelid benommen hast. Damals, als das Unglück mit dem Engländer geschah, hätte es sich wohl gehört, daß wir uns ihrer annahmen. Statt dessen ließen wir sie mit der fremden Frau in der Welt funherziehen, als ginge uns das Mädel gar nichts an, und dabei ist es doch unseres toten Bruders Kind.“

„Na, werde nur nicht wieder sentimental, Gerwin“, wehrte Tante Bella robust ab, energisch ihren Schneestock aufstoßend. „Wer konnte denn auch ahnen, daß sich die alte Engländerin als Leos Mutter entpuppte, wie mir Irmengard schrieb. Natürlich jetzt die Sache ganz anders aus.“

„Ja, mit Irmengard ging die Versölmung schneller“, lachte Onkel Gerwin etwas höhnisch. „Seit sie Frau von Köpping ist, mit den Millionen im Hintergrund, hast du ihr sogar verziehen, daß sie keine Prinzessin geworden ist.“

Kreischend sprang Tante Bella zur Seite.

„Das war wahrhaftig die kleine Oertzen, Donnerwetter!“ rief Onkel Gerwin, ritterlich galant seiner Schwester aus dem Schneehaufen helfend, in den sie vor Schreck gestürzt war und sich nun grüßend herauskrabbelte.

„Wie reizend sie aussieht und wie glücklich, und dem Vossen lacht ja auch das Glück aus den Augen.“

Ordentlich begeistert sah er dem Bob nach, der sausend das junge Ehepaar entführte.

„Ekelhafte Göre,“ grollte Gräfin Bella Rotteck, ihren Stock heftig aufstoßend, „hat uns bald totgerannt. Mir ist der Schreck in beide Beine gefahren. Na, Gott sei Dank, da ist ja schon das Hotel.“

Das zehnstöckige Grand-Hotel mit der stolzen Kuppel, die noch fünf Stockwerke höher in die blaue Luft ragt, lag vor ihnen.

Tante Bella hielt plötzlich ihren Bruder am Arm fest.

„Du, mir ist gar nicht gut.“

„Mir auch nicht, Bella. Aber das hilft nun nichts. Wir haben sie sitzen lassen — schlimm genug, daß es so ist — wir müssen den ersten Schritt tun.“

„Wer weiß, wie höchnützig sie ist.“

„Bella!“ mahnte der Bruder.

„Sie soll wieder zu uns“, bekräftigte Bella energisch. „Es ist ja wie in einer Grabkapelle zu Hause, seitdem die Mädels fort sind. Na, und das Geld, was sie nicht verbraucht haben, das hast du ja auf die Sparkasse gelegt — da können wir ihr ja jetzt was bieten.“

„Ja“, bekräftigte Onkel Gerwin stolz. „Zwei Winter in Oberhof oder in St. Moritz oder was sie sonst mag.“

Und das alte Geschwisterpaar hielt sich bei den Händen, als es vor dem imposanten Grand-Hotel stand, in dem Ingelid mit Mrs. Wood seit Wochen wohnte, und sah sich gerührt in die Augen.

„Ja, alles, was sie möchte“, stimmte Tante Bella bei, dann aber trat sie energisch in die Halle.

Den Schneestock gab sie mit einer königlichen Gebärde dem Boy. Jetzt war sie wieder ganz Gräfin Rotteck.

Der Fahrstuhl brachte sie schnell einige Etagen in die Höhe.

Und wieder standen die beiden Alten Hand in Hand, während der Boy ging, sie anzumelden.

„Wenn sie sich verleugnen läßt, Junge?“

„Sie wird schon nicht, Bella.“

„Verdenken könnte man's ihr ja nicht.“

„Ach, Unsinn!“

Da öffnete der Boy auch schon die Tür.

Sie standen in einem elegant möblierten Salon. Durch die breiten Fenster quoll das Licht, und drüber dem See der Piz Rosatsch hatte goldene Säume. Wie das glitzerte und flimmerte! Tante Bella mußte die Augen schließen vor seiner blendenden Pracht, oder war es wegen des scheuen Tropfens, der in ihrem Auge stand.

Da flog auch schon die Tür auf, und Ingelid stand mitten im Zimmer.

Wie stolz, hoheitsvoll, wie königlich erschien ihre ganz weiß gekleidete Gestalt, und doch wie unendlich zart und mädchenhaft!

Sie war noch schöner geworden, wie Tante Bella gleich befriedigt feststellte.

Ein grenzenloses Erstaunen in den blauen, langbewimperten Augen Ingelids. Einen Augenblick verharrte die Hände auf der Brust gefaltet.

„Ihr, ihr kommt zu mir?“ fragte sie dann leise, und wie Glücksleuchten brach es aus ihren Augen.

„Ja“, sagte Tante Bella resolut. „Da sind wir. Ein altes, einsames Geschwisterpaar, das sich nicht mehr zurechtfindet im Leben, seitdem ihr beide auf und davon gegangen.“

„Aber Tante, du hast uns doch dein Haus verboten!“

„Was sehr dumm war, jawohl, sehr dumm. Aber wer seine Sünden bekemt, ist nur halb schuldig, Ingelid. Na, und ich bekenne sie jetzt. Zufällig hörten wir, daß du in St. Moritz bist, und da sind wir nun, der Onkel und ich, um dich heimzuholen.“

„Mich heimzuholen?“ Schmerzlich zuckten Ingelids Lippen, dann aber stürzte sie auf Tante Bella zu und drückte überströmenden Auges ihre Lippen auf die alten, lieben Hände, während sie ihren Kopf an des Onkels Brust barg.

„Wie danke ich euch,“ sagte sie innig. „Ich hätte es ja gar nicht gewagt, mich je wieder euch zu nahen. Aber nun ihr zu mir kommt, da kann ich es euch ja sagen, wie sehr ich mich oft zu euch heim-geseht, trotzdem mir oft euer stilles Haus wie ein Kerker erschien.“

Das wird jetzt alles anders“, bemerkte Onkel Gerwin großartig. „Wir haben gespart. Fein sollst du es haben. Irmengard und Ott, der ja doch in all seiner Dämlichkeit die reiche, wenn auch nicht ganz ebenbürtige Partie gemacht hat, brauchen wir nicht mehr.“

Da ist alles für dich da, Ingelid, alles für dich.“

Man sah dem alten Onkel ordentlich die Herzensfreude an, und Ingelid umarmte ihn gerührt.

„Ihr Lieben, Guten“, sagte sie zärtlich. „Wieviel liegt zwischen einst und jetzt. Eine Welt voll Leid und eine Welt der Schmerzen.“

Onkel Gerwin sah sie mitleidig an.

Tante Bella aber bemerkte trocken:

„Das geht vorüber, Kind, das geht vorüber. Fliegste vielleicht noch?“

„Nein, nie mehr!“ gab Ingelid zurück, und ein Schatten umdüsterte ihre Stirn.

„Nun aber kommt zu meinem Mütterchen“, bat sie herzlich, „und nehmt den Tee mit uns. Ich habe ihr so viel von euch erzählt, und sie wird sich freuen, euch endlich zu sehen.“

Onkel Gerwin winkte erst entsetzt ab, und Tante Bella wollte protestieren, aber Ingelid schob die beiden Alten lächelnd in ein anderes Gemach, wo die hohe, schlanke Gestalt von Leos Mutter ihnen mit gewinnender Anmut entgegnetrat.

Und bald saßen die vier Menschen in angeregtem Gespräch gemütlich beisammen, als hätten sie sich seit Jahren gekannt, und Ingelid füllte mit ihren schlanken Händen die Teetassen und tat dem alten Onkel wie sonst Zucker und Sahne dazu, so daß er ganz gerührt und dankbar zu ihr hinüber zwinkerte, zu ihr, seiner schönsten, seiner liebsten, seiner stolze- sten Niete.

Und sie sprachen von Irmengards Glück und von dem Prinzen-Schwarzeneck, der vor ganz kurzer Zeit eine etwas ältere Prinzessin aus einem regierenden Hause geheiratet, und der sich sehr vergnügt in St. Moritz auf der Crestarim-Bahn auf seinem „Aar“ mit anderen Damen vergnügte. Nur von Leo sprach man nicht und nicht von dem andern, der nicht mehr war.

Keiner wagte daran zu rühren. Tante Bella und Marga Wood fanden sich bald. Die schlanke, feinsinnige Frau und die grobe, etwas massive, derbe Tante Bella zogen sich ganz seltsam an, und Tante Bella konnte es wohl verstehen, daß Ingelids kranke Seele unter der Hand dieser stillen, sanften Frau genesen war, genesen mußte, trotzdem diese Frau ja selbst schwere Bürde trug.

Und dann nahm man Abschied und versprach, sich morgen, und alle Tage zu sehen. Aber merkwürdig, das alte Geschwisterpaar fand gar nicht mehr den Mut, von Ingelids Uebersiedelung zu ihnen zu sprechen.

Hatten sie das Recht, das harmonische Reich der beiden Frauen zu stören, die so ganz ineinander aufzugehen schienen?

Und sie sahen sich beide, während sie auf die Straße traten, in die Augen, und sie lasen darin, was sie mit Ingelid verloren.

„Wir wollen nicht klagen, wenn sie glücklich ist“, bemerkte stoekend Tante Bella.

Onkel Gerwin schluchzte ein paarmal und nickte, aber über sein hageres Gesicht rann eine Zähre.

Kreisend sprang plötzlich Tante Bella zur Seite. Beinahe wäre ihr ein Pferdeschlitten in die Flanken gefahren, wie sie behauptete. Gerwin aber ergriff den Arm seiner Schwester, und die Schneeflocke wacker gebrauchend, schritten sie abwärts ihrer kleinen und bescheidenen Wohnung in Campfer zu. Als wären sie beide wieder jung geworden, so beschwingt schritten sie durch die weiße Zauberpacht der verglühenden Sonne nach, und weder Rodel noch Bob, noch sonst ein Schlitten mit seiner jauchzenden Mannschaft konnte sie beirren.

Sie hatten das Bewußtsein einer guten Tat. Sie hatten sich selbst bezwungen.

\* \* \*

„Mutter,“ sprach am anderen Tage zu der blassen Frau, die am Fenster saß und über den glitzernen See zu dem weißen Zauberberge aufschaute, „Mutter, Leo kommt!“

„Er kommt? Er kommt wirklich?“ fragte Marga Wood, indem eine zarte Röte ihr Antlitz überflog. „Wann? Bitte, sage es schnell.“

Die Hände der Frau bebten leise, und ihre Augen hingen an Ingelids Lippen.

„Er schreibt mir soeben, daß er es möglich gemacht hat, auf wenigstens zehn Tage zu kommen. Er bringt den Bob mit; noch heute, Mutter, wird er hier sein.“

Forschend blickten die Augen von Mrs. Wood in Ingelids erregtes Gesicht.

„Freust du dich, Kind?“

Ingelid nickte nur kurz. Dann aber schlang sie ihren Arm um den Hals der alten Frau und sagte leise:

„Und für dich, Mutter, brächte er etwas sehr Schönes mit, etwas ganz Wunderfeines.“

Frau Marga wehrte mit müdem Lächeln.

„Was kann er mir Schöneres bringen als sich selbst?“

Dann aber fragte sie mit leiser Besorgnis:

„Werdet ihr euch wieder so aus dem Wege gehen, wie bei unserem letzten Beisammensein, Ingelid? Sieh, Kind, ich begreife ja nach allem, was zwischen euch liegt, daß es nie wieder so werden kann wie ehemals. Aber ihr brauchtet euch doch nicht gerade feindlich zu begegnen.“

Eine leise Falte grub sich in Ingelids Stirn. „Das tun wir ja auch nicht, Mutter. Du siehst ja, er schreibt mir sogar und ladet mich zur Bobfahrt ein. Was will ich mehr?“

Sie zuckte hochmütig die schönen Schultern, und ein bitterer Zug grub sich um ihren Mund.

Sie dachte plötzlich an das letzte, traurige Jahr, wie Leo sie gemieden, wo er nur konnte, und wie er bei dem flüchtigen Schen, das zwischen ihm und seiner Mutter ab und zu stattfand, sie kaum beachtet hatte.

Und dann hatte er auch wieder von Riele Vossen an seine Mutter geschrieben, wie sehr er das Mädchel bewundere, daß sie, die so verwöhnt, geliebt und behütet gewesen, den schweren Beruf der Krankenpflegerin auf ihre jungen Schultern genommen.

Ingelid hatte einen schmerzenden Stich beim Lesen dieser Zeilen gefühlt.

Mochte er Riele Vossen doch heiraten. Was ging es sie an!

Und dann hatte sie geweint — die ersten Tränen nach James Tode.

Und nun kam er, und die Qual sollte von neuem beginnen. Warum blieb er nicht fern? Hier in St. Moritz, bei den Anstrengungen des Sports hatte Ingelid zum ersten Male, seit dem bösen Tage ihres ersten und letzten Fluges zur Höhe und ihrer Niederlage, wieder frei aufgeatmet. Hier hatte sie zum ersten Male wieder neuen Lebensmut in ihren Adern gespürt. Hier, das fühlte sie, würde sie gesunden. Die weißen Berge mit ihren Schneelasten kühlten ihr heißes Herz. Hier war Sonne — hier der weiße Wald, und die weißen Berge machten sie wieder froh.

Und nun kam er, und die Angst kroch wieder in ihr Herz, und die Schatten der Vergangenheit legten sich auf ihre Seele.

„Dann müssen wir den Schlitten, der uns heute nach Malaja bringen sollte, abbestellen“, hörte sie plötzlich die Stimme von Mrs. Wood wie aus weiter Ferne an ihr Ohr dringen. Und dann stieß sie plötzlich einen Schrei aus und wich bis an das breite Fenster zurück.

Leo stand in der Tür und streckte seiner Mutter beide Hände entgegen.

Sie sah es nicht, es dunkelte vor ihren Augen. Mrs. Wood lag an Leos Brust.

„Kommst du endlich?“ sagte sie zärtlich.

„Ich konnte nicht eher, Mütterchen“, tröstete er, während er auf Ingelid zuschritt und ihr ritterlich die Hand küßte. „Aber jetzt, jetzt bin ich gekommen, um dich mit nach Wolfsau zu nehmen, nachdem ich hier ein paar Tage meinen Sportgelüsten gefrönt.“

Ingelid erbleichte. Ein Zittern rann durch ihre Glieder. Das war nun das Ende. Wenn Frau Marga mit ihrem Sohne nach Wolfsau ging, so hieß das Trennung von ihr, etwas, das Ingelid schon seit Wochen gefürchtet. Für sie war ja ganz ausgeschlossen, daß sie dann Frau Marga begleitete, denn nie wieder konnte sie Wolfsau als Gast betreten.

Tante Bella war also zur rechten Zeit gekommen.

Eine leise Bitternis, eine trostlose Verlassenheit stieg in Ingelids Seele empor.

Mrs. Wood aber streckte abwehrend die Hände gegen ihren Sohn aus, und fast wie ein Schluchzen kam es von ihren Lippen:

„Das kann nie sein, Leo, du weißt es. Dein eigener Vater bannte mich von deiner Schwelle, und er kann mich nicht mehr zurückrufen, nie mehr, zu meiner Qual.“

„Doch, Mutter er kann es. Aus dem Grabe klingt seine Stimme zu dir und mir. Hier, hier lies, was ich jüngst in einem verborgenen Fach seines Schreibtisches entdeckte, das der Zufall mich finden ließ.“

Ein schmales Kuvert legte Leo in die zitternde Hand seiner Mutter.

„An meine Frau Marga v. d. Decken“ stand darauf.

„Lies, Mutter lies“, mahnte Leo die wie geistesabwesende Frau, die verwirrt auf den Brief starrte. „Ich kann mir wohl denken, was der Brief enthält: Vaters Verzeihung, denn auch an mich hat er geschrieben. Gleich nach seinem Tode sollte ich es finden, was nur ein tückischer Zufall vorenthielt. Er forderte mich in dieser Zuschrift auf, dich heimzuholen, Mutter. Weißt du, was das heißt: heim?“

Ein qualvolles Schluchzen erschütterte den ganzen Körper Marga v. d. Deckens, als sie mit halblauter, oft von Tränen erstickter Stimme las:

„Marga!

Nur steht der Mann mit der Hippe vor meiner Tür und will gut Freund mit mir sein. Ich würde ihm gern folgen, denn ich sehne mich nach Frieden, aber da ist etwas in mir, was mich nicht sterben läßt. War ich zu hart zu dir? Ich weiß es nicht. In mir ist eine tiefe, tiefe Wunde. Sie kann nicht heilen, denn wie sehr ich dir auch gegrollt, Marga, wie hart ich auch zu dir war, ich habe dich immer heiß geliebt.

Und nun kommt der Sensemann und sagt:

„Was du gesät, das wirst du ernten.“

Wie ich deine Hand suche, Marga, und käme sie ein letztes Mal, mir die müden Augen zuzudrücken, so würde ich selig von hinnen gehen. Aber du kommst nicht, kannst nicht kommen, und es ist gut so. Wie kannst du mir verzeihen, daß ich dir dreißig lange Jahre den Solm nahm, der so oft Verlangen nach deiner Liebe trug! Ich gönnte dir den Knaben nicht, ich war schlecht und dachte nur an mich.

Nun kommt das Ende. Der Knabe wurde ein Mann. Oft, wenn ich in sein dunkles Auge blicke, meine ich, dich zu sehen, und ich segne dich und ihn. Er wird dich rufen, wenn ich nicht mehr bin. Er wird dich an meine letzte Ruhestätte geleiten, n. du, Marga, wirst dann, wenn dein Leben ausgelebt, wieder an meiner Seite ruhen. Die Stelle ist frei. Laß

mir die Hoffnung, komm' im Tode zurück zu dem, der dich im Leben verließ.

Wolfsau wartet auf seine Herrin, dein Sohn wird dich mit offenen Armen empfangen. Mir aber gönne ein stilles Gedenken in deinem Herzen voll Verzeihung und Liebe.

Dein unglücklicher Gatte Gerd v. d. Deeken.“

Frau Marga preßte den Brief, heiß aufweinend, an ihre Brust.

„Nun kann ich sterben!“ schluchzte sie. „Kinder, meine Kinder, wie reich ist Gottes Güte noch am Abend meines Lebens.“

Sie faßte Leos und Ingelids Hand, und sie fühlte, wie Ingelid zitterte.

Ein leises, verstehendes Lächeln umzuckte ihren Mund.

Zärtlich strich sie über Ingelids Gesicht. Zärtlich preßte sie Leos Hand.

„Geht, Kinder, geht,“ flüsterte sie, „laß mich allein mit meinen Gedanken. Eine einzige Feierstunde für den Toten.“

Leo küßte seine Mutter auf die Stirn. Forschend flog sein Blick zu Ingelid.

„Willst du mit mir gehen?“ fragte er dann schnell.

Sie neigte fast kühl das Haupt. Dann ging sie, sich Sportjacke und Mütze zu holen.

Frau Marga blickte ihrem Sohn bittend in die Augen. Er nickte stumm.

Mutter und Sohn hatten sich auch ohne Worte verstanden.

Und dann schritten die beiden hohen Gestalten die Dorfstraße hinab. Ueberall trafen sie Bekannte, Sportgenossen. Ein Grüßen und Lachen. Sportgespräche im Vorübergehen. Schellengeläute.

„Bahn, Bahn!“ schallte es hier und dort.

„Attenzione! Bob, Bob! Rodel-Heil!“ So schwirrt es durcheinander.

Bis jetzt hatten Ingelid und Leo noch kein Wort gewechselt. An der Kirche vorüber schritten sie nach St. Moritzbad zu. Kurz vorher brachen sie vom Wege ab. Majestätisch hob sich im Westen der Piz Julier, hinter dem soeben glühend die Sonne versank. Der Piz Corvatsch und ganz in der Ferne der herrliche Piz della Margna trugen Rosenkränze auf den Stirnen, und die Gletscher des Piz Surley und Rosatsch schimmerten in blauen Duft.

Der Weg um den See herum war ganz einsam.

Wie von Millionen Diamanten übersät, funkelten rechts von ihnen die Tannen, und über dem See schwebten rosige Schatten. Still schritten sie beide Seite an Seite.

Aber es war kein beklemmendes Schweigen mehr. Mit jedem Schritt wurden die Seelen freier. Endlich hatten sie das Ende des Sees erreicht. An Acla Silva vorüber traten sie still in den weißen Wald, der nach Pontresina führt.

„So habe ich's mir immer erträumt, Ingelid, mit dir durch den weißen Zauberwald wieder zu schreiten“, nahm Leo endlich das Wort. „Ist es auch nicht unser deutscher Wald in unserem stillen Oberhof, der so viel Glück und Leid für mich barg, so ist sein Zauber doch nicht weniger prächtig. Sieh nur zurück, welche Pracht!“

Sie standen lange im Schauen versunken. Ueber den See blickten sie zurück zu den Bergen in ihrem ewigen Eis und Schnee. Purpurwolken flammten darüber hin, als öffneten sich goldene Tore zum Göttersaal.

Um St. Moritz selbst webten schon in lila Tönen die Abendschatten. Hier und dort zuckten da drüben schon blendende Lichter auf, und Musik mischte sich mit dem Abendläuten.

„Weißt du, Ingelid, warum ich noch gekommen bin?“

Sie schüttelte stumm das Haupt.

„Nicht die Mutter nur wollte ich heimwärts führen, auch dich, Ingelid. Aber ich kann es nicht.“

Sie sah angstvoll erschreckt zu ihm auf. Abwehrend hob sie die Hände empor.

Er umfing sie beide mit seiner großen, kräftigen, so warmen Hand.

„Du darfst nicht scheu zurückweichen, Ingelid. Du mußt mich jetzt hören. Willst du?“

Sie neigte wie schuldbeladen das dunkle Haupt.

„Als James in seiner Todesstunde, die ich nie vergessen werde, deine Hand in die meine fügte, da lohnte in meinem Herzen noch einmal die Hoffnung auf. Sie verglomm rasch, als ich sah, wie du dich gegen mich stelltest. Vielleicht hast du erwartet, daß ich eher vor dich hintreten würde, dich doch fürs Leben zu fordern, weil es ja gewissermaßen ein Versprechen war, dem Sterbenden gegeben. Aber ich konnte nicht, Ingelid. Ich wußte, daß ich dir nichts war und sein konnte, daß deine Liebe, deine Leidenschaft bei dem geblieben, der dich mit hinaufnahm zu Sonnenhöhen.“

Darum, Ingelid, kann ich dich auch nicht fragen, wie es die Mutter erwartet, wie es der Tote gewünscht, denn ich stehe noch immer auf dem Standpunkt: Alles oder nichts.

Meine Liebe und Leidenschaft für dich ist nicht gestorben, sie ist eher gewachsen mit meinem Entsagen, so groß und weit, wie dort die flimmernden Berge. Nie kann ich dich zum Weibe begehren, ohne daß deine Seele der meinen entgegenblüht. Ich weiß, du wirst, wenn ich dich jetzt frage, ob du mein Weib werden willst, ergebenvoll dein Haupt neigen und mir kühl die Stirn zum Kusse reichen, denn der Tote hat es so gewollt, ich aber sage dir: Ich will dich nicht ohne Liebe, nie! Hörst du?“

Ingelid schloß die Augen. Wie durch rote Schleier sah sie in weite Fernen.

„Du antwortest nicht. Ich will dich nicht quälen, Ingelid, aber Klarheit soll zwischen uns beiden sein.“

Und beide Hände auf seine Arme legend, der bebend, mit heißen, leidenschaftlichen Augen vor ihr stand, sprach sie weich,

„Laß mich nicht wieder von dir gehen, Leo, laß mich heimkehren zu dir, an dein reiches Herz.“

„Ingelid,“ kam es wie ein Jubellaut von seinen Lippen und doch voll banger Angst, „Ingelid, das ist kein Wahn, kein Traum, der wieder zerrinnt?“

Sie lehnte in zitternder Hingebung ihren Kopf gegen seine Brust.

„Nein, Leo, der Traum wird nicht vergehen, denn die Liebe ist ewig. Ich will dein Weib werden, denn ich liebe dich.“

Mit einem Aufjauchzen zog Leo die Gestalt der liebten an seine Brust. Er küßte ihre Lippen, wie er sie noch nie geküßt, heiß, glühend, vergehend.

„Du liebst mich?“ jubelte er auf. „Mich, Ingelid, mich? Ist es denn wahr? Und James?“ fragte er dann bang, ihr süßes Gesicht zwischen seine beiden Hände nehmend.

„Es war ein Traum“, flüsterte sie, leise zusammenschauernd. „Ein süßer, schrecklicher, quallvoller Traum, aus dem ich erwacht.“

Ohne Leidenschaft verlobte ich mich dir, aber täglich fühlte ich, wie meine Liebe zu dir wuchs. Ich wehrte mich dagegen — ich wollte mich nicht verlieren, ich sah in deiner Liebe eine Gefahr für meine Selbständigkeit, für mein ganzes Wesen.

Da trat James in unseren Kreis, und meine Seele flog ihm zu. Ich meinte immer, ich liebte dich in ihm. Er war dir so ähnlich. Seine Glut, die ich bei

dir vernißt — deine Zurückhaltung empörte mich, oft — entzündete in meinem Herzen eine Flamme, und wie ein Falter flatterte ich ihm nach zum Licht.

Wenn du wüßtest, welches Grauen mich beschlich, wenn ich an eine Vereinigung mit James dachte, du würdest begreifen, was ich gelitten. Ich wußte, ich konnte nicht zurück, und doch erkannte ich täglich mehr, daß ich nur dich wahrhaft geliebt, daß alles andere ein wüster, wirrer Traum gewesen, aus dem du mich erst jetzt zum neuen Leben erweckst.“

Leo küßte Ingelids weichen, roten Mund.

„Ein Wintertraum, mein Lieb,“ flüsterte er zärtlich. Schon meine ich Frühlingsläuten zu hören.“

Den Arm um ihre Schulter geschlungen, schritt er mit ihr durch den weißen Wald und dann zurück nun den See, dessen weite Fläche jetzt, wie von Zauberschleiern umwallt, fern im blauen Licht lag und seltsam schimmerte.

Sie schritten nicht schnell, sie eilten nicht, sie gingen, getragen von Glück und Hoffnung, in das blaue, milde Licht hinein, ihrer Heimat zu.

Der Wintertraum war zu Ende. Nun kam das neue Leben, das Glück, der Lenz!

Und angesichts der gigantischen Felsriesen dort oben in ihrem ewigen Schnee grüßten sie beide in ihrem Herzen ein stilles Grab, unter dem auch ein Gigant ruhte, der zur Sonne wollte, und der noch im Tode die Sonne sah. Die Schneefrau hatte ihn heimgeholt, die Schneefrau, von der er dereinst geträumt:

„Sie breitet die weißen Ärme weit,  
Lockender leuchtet ihr schimmernder Leib,  
Und die Wege ringsum verweht, verschneit —  
Allein im Wald mit dem Winterweib.“

Und die Sterne flammten über St. Moritz hin, und in schweigender Pracht standen die Bergriesen und der weiße Wald.

Sie träumten ihren letzten Traum, bevor der Frühling kam.

## Vermischtes

Verrückte Londoner Klubs. Einer der merkwürdigsten Londoner Klubs ist der „Ewige Klub“. Es werden nur hundert Mitglieder aufgenommen, und diese müssen jede Woche Vereinbarungen und Verabredungen treffen, damit zu jeder Stunde des Tages oder der Nacht in den Klubräumen wenigstens zwei oder drei Mitglieder anwesend seien. Auf einem silbernen Dreifuß brennt als ewige Lampe ein Gasflämmchen, das ständig von einem Diener überwacht wird, damit es nicht ausgehe; die Klubgenossen zünden sich an dieser Flamme die Pfeifen an, denn alle haben die Verpflichtung zu rauchen, und zwar dürfen sie nur Pfeife rauchen. In fünfzig Jahren — so lange besteht der Klub schon — haben die „Ewigen“ fünfzig Tonnen Tabak verbraucht und dazu getrunken: 30 000 Flaschen Bier, 8000 Liter Portwein und 200 Fäßchen Kognak, ganz abgesehen von dem Whisky und den Likören, die sie hinter die Binde gossen. Ein anderer seltsamer Klub, der bis vor wenigen Jahren bestand, war der „Seufzerklub“, dessen Mitglieder sich verpflichten mußten, fortwährend an die entfernte Geliebte zu denken. Jeder Genosse hielt ein Bändchen, ein Löckchen, ein Tüchlein oder sonst etwas, das der Geliebten gehört hatte, in der Hand und seufzte von Zeit zu Zeit auf oder stammelte Liebesworte. Am allertollsten aber trieb es der „Hellerklub“, der nur notorische Geizhalse, die selbst mit dem Heller noch knauserten,

als Mitglieder aufnahm. Die Klubmitglieder mußten sich unter anderem durch einen feierlichen Eid verpflichten, sich keine neuen Kleider zu kaufen; aus zweiter Hand durften sie Kleidungsstücke auch nur mit ausdrücklicher Erlaubnis aller Kollegen, die in solchen Fällen zu ernster Beratung zusammentreten, erwerben.

Das Perlenhalsband der Kaiserin Josefine. Eine interessante Episode aus dem Leben Napoleons unter seiner ersten Gemahlin Josefine Beauharnais wird in „Rivista Parlamentare e Politica“ mitgeteilt. Es war noch in der Zeit, da Bonaparte erster Konsul war. Napoleons Widerstand gegen die Hochzeit seiner Schwester Karoline mit Joachim Murat war endlich überwunden. Die Hochzeit wurde beschleunigt, da der Konsul sich zu seinem zweiten italienischen Feldzuge rüstete. Napoleon hatte damals wenig Geld zur Verfügung; er gab der Schwester nur eine Mitgift von 30 000 Franken und als Hochzeitsgeschenk ein Diamantenkollier, das er nicht erst zu kaufen brauchte, weil er es seiner Frau wegnahm. Josefine beugte sich zwar der Notwendigkeit, Ausgaben zu vermeiden, aber in der Stille zerbrach sie sich den Kopf, auf welche Weise diese Lücke in ihrer Schmuckschatulle möglichst schnell wieder ausgefüllt werden könne. Der berühmte Juwelier Foncier besaß damals eine prachtvolle Sammlung von Perlen, die angeblich der unglücklichen Königin Maria Antoinette gehört haben sollten. Er forderte 250 000 Franken. Josefine zog Berthier, der damals Kriegsminister war, ins Geheimnis. Berthier wußte es einzurichten, daß einige Armeelieferanten sich zusammmentaten und unter der Hand die Perlen für Josefine kauften. Sie bekam also das Kolier, aber nun begannen die Schwierigkeiten: wie kann man so kostbare Juwelen tragen, ohne daß der Mann, hinter dessen Rücken sie erworben wurden, mißtrauisch wird? Die kluge Josefine ließ zunächst eine Weile verstreichen. Dann wandte sie sich an Bourrienne, den Mitschüler und Sekretär Napoleons. Der sollte helfen, sollte Napoleon glauben machen, daß Josefine diese Perlen schon irmer besitzen hätte. Und die List gelang vollkommen. Als Josefine zum erstenmal mit dem prachtvollen Kollier geschmückt erschien, war der Gatte nicht wenig verblüfft. Aber die Gattin heuchelte noch größeres Erstaunen: „Mein Gott, das verstehe ich nicht. Hundertmal hast du dies Kollier gesehen. Das ist doch das Halsband, das mir die Cisalpinische Republik schenkte, und das ich bisher gewöhnlich in der Frisur getragen habe. Da steht ja Bourrienne, frage ihn doch nur.“ Und Bourrienne nickte und erklärte mit der ruhigsten Miene von der Welt: „Freilich, General, ich erinnere mich noch ganz genau.“ Napoleon schüttelte zwar den Kopf, aber es blieb ihm nichts anderes übrig, als sich überzeugen zu lassen; und er hat nie erfahren, auf welchem etwas dunklen Wege seine schöne Frau zu diesem kostbaren Schmuck gekommen war.

Elektrizität zur Verteidigung gegen Wilde. Seit 1895 ist die große Insel Formosa oder, wie sie bei den Chinesen und Japanern heißt: Taiwan, dem japanischen Reich einverleibt. Japan gibt sich die größte Mühe, diese Insel, die einen Flächenraum von 34 750 Quadratkilometer besitzt, zu kultivieren, ohne daß es ihm gelungen ist, die in den Gebirgswäldern des Innern hausenden „Wilden“ zu bezwingen. Diese letzteren sind keineswegs Menschenfresser, wohl aber Kopfbjäger, die den Fremden aus dem Hinterhalt überfallen und töten. Dr. Amerigo Hofmann, der im Auftrag der japanischen Regierung im Jahre 1909 die Insel Formosa bereiste, hat jetzt darüber in der Wiener Geographischen Gesellschaft berichtet. Sein Interesse galt teilweise den Kampfer-

betrieben der japanischen Weltfirma Mitsui, welcher die Ausbeutung der an der Wildengrenze gelegenen Waldungen von der Regierung übertragen worden ist. Diese Gebiete sind wegen der Ueberfälle durch die Wilden, welche die Bezeichnung Seibai führen, so gefährlich, daß dort eine nirgend auf der Welt sonst anzutreffende Sicherung der Arbeiter eingeführt wurde. Die Grundzüge derselben stammen zwar schon von den Chinesen her, aber die Japaner haben sie modernisiert. Die ganze Schutzlinie gegen das Binnenland hin ist mit einer ständig bewachten Schutzlinie versehen, die alle 300 Meter einen Wachtposten besitzt, in größerer Entfernung auch kleine Forts. Die Besatzung besteht aus einem organisierten Polizeikorps, das stets mit Weib und Kind in dieser gefahrvollen Situation ausharren muß. Dort herrscht, wie Hofmann berichtet, ununterbrochener Kriegszustand; jeder Malaic, der zu Gesicht kommt, wird niedergeknallt, jeder Chinese oder Japaner riskiert in dieser Zone den Kopf. Hofmann hat die Schutzlinien mehrere Kilometer weit begangen an einer Stelle, wo sie seit kurzem bergwärts verlegt worden war. Das Moderne in der Anlage, so berichtet er, besteht darin, daß die ganze Grenzstrecke von 170 km Länge, mit einem Drahtzaun abgesperrt ist, der einen hochgespannten elektrischen Strom leitet. Jede Berührung des Drahtes ist totbringend. Die Elektrizität wird natürlich nur in Zeiten drohender Gefahr und besonders bei Nacht zu Hilfe genommen. Durch diese hermetische Absperrung und Hintanhaltung des Schmuggels, den der gewinnbedachte Chinese trotz Gefahr und Strafe nur zu gern betreibt, hofft man, die „Wilden“ allmählich mürbe zu machen. Ohne Pulver und Munition und ohne Salz können diese ihren Existenzkampf nicht bestehen. Diese Erfordernisse liefern ihnen gelegentlich chinesische Schleichhändler um des Erwerbs willen, und Dr. Hofmann betont, daß nach seiner Erkundigung der elektrische Draht häufiger den chinesischen Schmugglern als den Wilden verhängnisvoll wird.

Die Treue der Verkauften. Den „Tsin-tauer Neuesten Nachrichten“ wird aus Tschifu eine Geschichte erzählt, die die chinesische Auffassung von Kindesliebe und Familientreue in interessanter Pointierung illustriert. „Tschien Tsiu pau, eine gewesene Schönheit,“ so schreibt der Erzähler, „ist zu Ehren und Ansehen gekommen. Sie war ein zierliches, niedliches Mädchen von sieben Jahren, als sie von ihrem Vater an eine herumziehende Spielerbande verkauft wurde. Sie lernte die Zither schlagen und lieblich dazu singen. Auch sollte sie zum Theater abgerichtet werden. Sie hatte bei den Uebungen viel auszustehen, weil der Direktor ihr nicht hold war und sie schlug, wenn sie irgend einen kleinen Fehler machte. Als sie aber fünfzehn Jahre alt geworden war, wurde sie angehalten, „älte Freunde zur Tür zu geleiten und neue zu empfangen“; sie sollte „das Lachen verkaufen“. Sie aber blühte auf wie eine duftende Rose und war das Entzücken jedes Chinesen, der sie sah. Der Direktor nahm sie mit nach Wladiwostok. Hier wirkte sie durch ihren Liebreiz so bezaubernd, daß die Spielerbande und sie selbst ungezählte Rubelscheine verdienten. Dann kam sie nach Tschifu zurück, immer noch schön und dabei sehr reich. Bei ihrem schweren Stand unter der Spielerbande hatte sie aber ihre Heimat und ihre Angehörigen nicht vergessen und nachdem sie vermögend geworden, sah sie ihren Lebenszweck darin, ihre Familie in die Höhe zu bringen. Sie nahm von ihrem Ersparten, kaufte sich von der Spielerbande los und zog nun zu ihrem Heimatdort zurück, um ihre Eltern glücklich zu machen und ihnen von ihrem Reichtum mitzuteilen,

Doch der Vater war tot und die Mutter war verschollen. Sie ging zu dem Gräberfeld, wo die armen Leute begraben werden, und suchte das Grab ihres Vaters auf, kaufte dann an einem glückbringend gelegenen Platz ein Stück Land zum Erbegräbnis für ihre Familie und ließ den Leichnam des Vaters dorthin bringen, wo sie ihm eine steinerne Gruft baute. Ihren Brüdern aber, die noch in Armut schmachteten und sich nicht einmal eine Frau hatten kaufen können, verschaffte sie Frauen und kaufte ihnen Land, damit sie ein bleibendes Heim hätten. Sie hat sich nun von der Welt zurückgezogen und will den Rest ihres Lebens in ihrer Heimat, in der Nähe ihrer Brüder verbringen.“

Das Telephonfeindliche Dorf. Saint-Martin d'Ordon im französischen Departement Yonne soll zu den Segnungen des Telegraphen auch derer des Telephons teilhaftig werden: so will es der Oberpostdirektor des Departements. Die Bauern des Dorfes aber wollen es nicht, und der Grund ihrer Ablehnung ist ganz merkwürdig, denn die Post wollte das Telephon einrichten, ohne daß die Gemeinde irgend welche Kosten davon hätte. Die Einwohner von Saint-Martin d'Ordon erklärten nämlich rund heraus, sie hätten schon am Telegraphen reichlich genug. Ob ein Aberglaube oder sonstige Befürchtungen dahinter stecken, weiß man nicht. Der Oberpostdirektor des Departements hat sich vorläufig damit begnügen müssen, daß die Bauern ohne Angabe eines vernünftigen Grundes die Einführung des Telephons ablehnen. Die Post hat sich natürlich an den Generalrat des Departements Yonne gewandt, und nun ist die schwierige Frage entstanden, ob die Regierung das Recht hat, die Einführung des Telephons der Gemeinde aufzuzwingen. Einzelne französische Blätter hegen schon die Befürchtung, man werde sich in Saint-Martin d'Ordon dem Fernsprecher gegenüber sehr feindlich zeigen. So schlimm wird es wohl nicht werden, denn wenn die Bauern von dem Telephon nichts wissen wollen, brauchen sie es ja einfach nicht zu benutzen, und wenn die Telephonanlagen der Post keine Benutzer finden, wird sie sie wohl bald wieder entfernen lassen.

Reich belohnte Wohltaten. Zweitausend Kronen für ein freundliches Lächeln ist gewiß viel. Ein junges Mädchen zu Chelmsford in England aber erhielt die Summe für ein Lächeln. Sie hatte an einem Sonntagmorgen einer älteren Dame beim Verlassen der Kirche mit freundlichem Lächeln den Vortritt eingeräumt. Und dieser Vorgang hatte sich in der Folge noch mehrmals wiederholt. Das junge Mädchen hätte es sich nie träumen lassen, daß ihr diese freudig ausgeübte Höflichkeit eine so nette Summe verdienen würde, denn sie wurde durch das Testament der Dame so reich beschenkt. — Die Frau eines armen Werftarbeiters hatte vor mehreren Jahren, als sie noch in South Shields (England) wohnte, einen armen gestrandeten Jüngling nach Kräften unterstützt und ihm Kleidung und Speise gespendet. Dann hatte sie ihn vollständig vergessen. Um so erstaunter war sie, als sie vor kurzem die Nachricht erhielt, daß dieser Jüngling sich inzwischen ein großes Vermögen erworben und ihr eine halbe Million Kronen hinterlassen hatte. Aehnlich erging es einem Dienstmädchen in Petersburg im amerikanischen Staate California. Sie speiste vor etwa sechs Jahren einen hungerigen Landstreicher; und vor wenigen Monaten wurde ihr die überraschende Nachricht, daß dieser inzwischen durch Fleiß und Klugheit Eigentümer eines großen Gutes geworden sei und seine Wohltäterin zur Universalerbin eingesetzt habe. — Eine ganze Liste derer, die ihm vor einem Vierteljahrhundert Gutes erwiesen, scheint sich ein Mann angelegt zu haben, der vor einiger Zeit reich und angesehen starb. Er

Die Münchner

# Jugend

liefert  
gratis und franko

an jeden Interessenten eine farbig reich illustrierte, 4-6 Kunstdrucke enthaltende Probenummer.

Ein stattlicher Band, 5 N<sup>o</sup> in elegant Umschlag, mit vielen künstler. literar. Beiträgen, kostet 50 Pfg. Quartalsabonem. (13 N<sup>o</sup>) 4 Mark.

Auf allen Bahnhöfen der Welt zu haben.

München · Verlag der „Jugend“

setzte für sie insgesamt die Summe von 200 000 Kronen in seinem Testament aus. Und da bekam eine freundliche Frau, die ihn damals mit einem Teller Suppe gespeist hatte, 4000 Kronen — gewiß eine hübsche Belohnung! — Schon ein bisschen schwerer hatte sich ein Jüngling in Mailand seine Belohnung verdient. Er sah eines Tages eine Katze, die in den Fluß gefallen war, mit den Wellen kämpfen, und ihr Eigentümer stand ganz verzweifelt am Ufer, ohne ihr helfen zu können; denn er konnte nicht schwimmen. Ohne Zögern warf der junge Mann seinen Rock ab und sprang dem halb ertrunkenen Tiere nach, und es gelang ihm, die Katze zu retten. Der Eigentümer dankte ihm mit einigen Worten und ging dann seines Weges. Aber offenbar hatte er sich genau erkundigt, wer der Retter sei; denn einige Jahre später hinterließ er dem jungen Manne die Summe von 80 000 Kronen als Belohnung für seine gute Tat. Dankbarkeit ist eine seltene Tugend und es ist darum besonders bedauerlich, daß unsere Quelle, „Tit-Bits“, weder die Wohltäter noch die Empfänger der Gaben namhaft macht.

Der Zweck des Badens. Folgende charakteristische Anekdote ist in der letzten Nummer der Zeitschrift: „Der Zwiebfisch“ zu lesen: In einem kleinen Kurort Tirols beklagten sich letzten Sommer immer die Kurgäste über die Badeverordnung der Seeverwaltung. Da von 9 bis 11 Uhr die Herren, von 11 bis 1 Uhr die Damen Badezeit hatten, mußte eines auf das andere warten, und manche Landpartie wurde vereitelt oder auch manches Bad. Unter den Badegästen befand sich auch der berühmte Maler Hans Thoma, der denn auch den Mut fand, dem „Bürgermoasta“ Familienbadwünsche zum Ausdruck zu bringen. Entrüstet lehnt der Biedere dies Ansinnen „aus Gründen der Sittlichkeit“ ab! Dann aber neigte er sich vertraulich zu dem greisen Künstler und beruhigte ihn: „Aber wissen S' was, Herr, kommen S' mit, i zoag Eahma a Loch in der Bretterwand da wo Sie die Damen grad so guat sehen kinna, als wie wenn S' drin badeten!“

## Lebensweisheiten.

Veranlasse weder Kinder noch Dienstboten, anderen Leuten Beleidigungen zu sagen.

Steh' fest, aber nicht still.

Kämpfe um Siege, nicht um Triumphe.

Bleib dir die Handlungsweise eines Menschen, den du schätzt, unverständlich, so denke daran, daß jedes Leben von einem tief verborgenen Schmerz beherrscht wird.

Frage nicht, um selbst zu antworten.

Verlange bei sogenannten vertraulichen Mitteilungen immer Quellenangabe.

Laß kleine, laufende Zahlungen nicht ansammeln.

Hüte dich, daß dir das rettende Seil nicht zur Schlinge wird.

Auf eine an dich gerichtete Bitte gib umgehend Antwort.

Willst du viel überschauen, so übersieh vieles.

## Nachdenkliches.

Am klügsten ist der, der aus der Narrheit anderer lernt.

Glück können wir bringen, auch wenn wir selbst keins haben.

Manches Herz muß brechen um unverletzlich zu werden.

Selbst der feurigste Liebhaber mag das Haar seiner Geliebten nicht in der Suppe.

Es gibt einen Käfer, der sich von Tollkirschen nährt; aber es gibt keinen Menschen, der am Laster nippt, ohne sich dabei tödlich zu vergiften.

Es ist so einfach, alle Schatten hinter sich zu lassen. Man darf nur das Gesicht der Sonne zuwenden.

## Humoristisches.

Am Telephon. „Bierhuber hier! Wer dort?“ — „Studiosus Maxel da! . . . Geht des is fein, Onkerl! Ich in Wien, Du in München, und wir reden so genütlich miteinander, als seien wir in einem Zimmer!“ — (Bierhuber bänglich): „Ja, ja . . . fein is des schon!“ — „Du muß ma' net lang schreiben, daß ma' ein Geld braucht! Siehst D', so kann ich Dir's gleich sagen!“ — „Jawohl, das macht sich fein! So brauch man auch nur gleich z'sag'n: Hab' selber kein's . . . Schluß!“

Wienerisch. Ein Norddeutscher wurde in Wien von einem Kellner mit „Euer Gnaden“ angeredet. Bescheiden erwiderte er: „Ich bin nicht adelig.“ — „Machen sich Euer Gnaden nix daraus,“ antwortete der dienende Geist, „wir nennen hier jeden Lump Euer Gnaden!“

Backfische unter sich. Ella (zu ihrer Freundin, die von einem Klavierlehrer unterrichtet wird): „Was findest Du eigentlich als das Schönste beim Klavierspielen?“ Ella (mit leuchtenden Augen): „Die Pausen!“

Pariser Stadtpost. „Wie konntest Du bloß diese langweiligen Durants noch einladen?“ — „Aber ich habe sie ja brieflich eingeladen. Bis die den Brief kriegen, ist unser Mahl längst vorbei!“

Vorspiegelung falscher Tatsachen. Sepl (dem bei einer Rauferei der Kragen abgerissen wurde): „Und das nennen die Spitzbuam Dauerwäsch'?!“

Beim Heiratsvermittler. Dame: „Wo ist denn der Herr, mit dem ich hier zusammentreffen sollte?“ — Heiratsvermittler: „Oh, mit dem wird's nichts werden, der ist schon bei dem Anblick Ihrer Photographie in Ohnmacht gefallen.“

## Für Küche und Haus.

Bröselknöderl und Münchener Leberknöderl. 1 Kochlöffel voll Schmalz wird gut abgetrieben, etwas Salz, 1 Ei hineingerührt und so viel befeuchtete Semmelbrösel dazugegeben, daß es ein ziemlich fester Teig wird. Bevor man die Knöderl formt, gibt man ein Probeknöderl in kochendes Wasser. Will man die Knöderl aus dem Schmalz backen, so läßt man etwas Eiweiß vom Ei zurück, paniert sie in Brösel und bäckt sie aus dem heißen Schmalz. Für Leidende nimmt man etwas Butter und kocht die Knöderl in entfetteter Rindsuppe. Will man die Bröselknöderl zu Sauerkraut geben, so hackt man Schweinsleber sehr fein zusammen und verrührt sie, gibt etwas Pfeffer dazu und formt dann etwas größere Knöderl, die man in Salzwasser kocht. Eine Münchener Spezialität.

Bananen-Pfannkuchen. Man kocht 5 bis 6 geschälte Bananen zu Brei, was innerhalb 10 Minuten geschieht, vermischt diesen mit Zucker — man rechne auf jede Banane einen Eßlöffel — 3 Eigelb, 3 Eßlöffel Mehl, eine Messerspitze gemahlene Zimmt, einigen feingehackten Mandeln und einigen Rosinen; diese kann man auch weglassen, ebenso den Zimmt und dafür etwas Vanille geben. Zuletzt mische man den Eiweißschnee der 3 Eier durch und gebe mit dem Löffel davon in das in einer flachen Pfanne heiß gemachte Fett, woselbst man die Masse etwas breit drückt und auf beiden Seiten schön gelb bäckt; man gibt sie heiß mit Zucker bestreut, auf den Tisch.

Schwedische Pasteten. Hierzu rollt man einen Mürbeteig aus, so dick wie einen Messerrücken, sticht runde Scheiben davon aus, drückt sie in kleine, flache, blecherne Tortenförmchen, die mit Butter bestrichen, schneidet den überstehenden Teigrand mit einem scharfen Messer ab, füllt die Form mit trockenen Erbsen und backt sie in einem heißen Ofen ab. Nachdem die Pastetchen ausgekühlt sind, schüttet man die Erbsen heraus und füllt die Pasteten mit Fischragout, bestreut das Ragout mit Parmesankäse, beträufelt es mit Krebsbutter und backt sie in heißem Ofen rasch goldgelb. Erst kurz vor dem Anrichten nimmt man die Pastetchen aus den Formen.

Zwiebelsuppe nach Jägerart. Man schneidet sechs große Zwiebeln in Scheiben und läßt sie in sehr heißer Butter blond anlaufen, dann gießt man sie mit Suppe oder mit warmem Wasser auf und setzt vor dem Sieden ein Stück Butter, Salz und Pfeffer zu. Diese Suppe wird über gebähtes Brot gegossen und serviert.

Gemüsepudding. Man bereitet von  $\frac{1}{4}$  Liter Milch, 5 Deka Butter und 7 Deka Mehl einen Brandteig und rührt, wenn er erkaltet ist, 4 Dotter und von 4 Klar festen Schnee dazu. Dann wird gekochtes Gemüse, nudlig geschnittene gelbe Rüben, Kohl,

Schnittbohnen, Zeller, ferner kleine Stückchen Karfion, gedünstete Schwämme und grüne Erbsen leicht daruntergerührt. In einer mit Butter ausgestrichenen Form  $\frac{3}{4}$  Stunden im Dunst kochen. Dazu: braune Butter.

Einfacher Nachtisch von gekochtem Reis. Man kocht den im kalten Wasser mehrmals abgewaschenen Reis in einem Doppelkessel mit etwas Salz gar. Am besten ist es, wenn man Milch dazu verwenden kann, andernfalls nimmt man Wasser. Der Reis sollte sehr steif eingekocht und gut gar sein. Man nimmt eine recht flache Schüssel, oder eine Kuchenpfanne, bestreicht dieselbe mit Butter, streut Zwieback oder Brotkrumen darüber und streicht den Reis in mäßig dünner Lage in die Pfanne. Ueber den Reis streut man entkernte Rosinen, die man 10 Minuten in kochendem Wasser ziehen ließ, und dann abgegossen hat. Man rührt die Rosinen leicht in den Reis, gibt etwas zerlassene Butter darüber und bäckt den Reis im Backofen hellbraun. Man streicht Marmelade darüber und reicht den Pudding mit süßem Rahm oder mit Milch kalt zu Tisch. Am besten schmeckt Orangenmarmelade dazu.

Semmelaufwurf mit Käse (sehr einfache Vorschrift aus der vegetarischen Küche). Eine Anzahl altbackener Milchbrötchen, von denen die Rinde abgerieben ist, wird in Scheiben geschnitten oder auch so in Milch eingeweicht und in sauber gespültem Seiltuche ausgedrückt. Eine feuerfeste Auflaufform streicht man mit Butter aus, gibt eine Lage geweihte Semmel hinein, streut darüber recht dick geriebenen Schweizerkäse und füllt einige Löffel dicke saure Sahne darauf, läßt Semmel, Käse und Sahne folgen, streut darauf geriebene Semmel und Butterflöckchen und läßt den Aufwurf im mäßig heißen Ofen eine Stunde zu schöner Farbe backen. Wird in der Form aufgetragen.

## Hausärztlicher Ratgeber.

Gegen Schlaflosigkeit. Baldriantee, Bitterklee und Orangenblättertée werden gut miteinander vermischt. Auf zwei gehäufte Eßlöffel dieses gemischten Tees gieße man  $\frac{3}{8}$  Liter kaltes Wasser und lasse es zwölf Stunden stehen. Danach wird das Teewasser von den Blättern gut durch ein feines Sieb klar abgegossen. Während des Auskleidens zur Nachruhe trinke man die Hälfte dieses Tees. Wenn nach drei Stunden sich noch kein Schlaf eingestellt hat, so trinke man die andere Hälfte.

Nervöses Magenleiden. Das Innehalten einer leichtverdaulichen Diät, Enthaltensamkeit im Alkohol- und Tabakgenuß sowie warme Magenumschläge werden den Zustand günstig beeinflussen. Etwaiges Hantieren mit Bleifarben ist zu verhindern.

Blaue Ringe. Durch gute Ernährung, solche Lebensweise und Anwendung von Gesichtsmaske dürften die „blauen Ringe“ allmählich verschwinden, vorausgesetzt, daß dieselben keine andere Ursache haben.

Magenkatarrh. Möglichst heiße Magenumschläge (auch in Form eines Thermophors) sind zweckmäßig zur Besserung eines Magenkatarrhs. Dieselben bleiben so lange liegen, wie sie warm sind, und sind dreimal täglich, eventuell öfters anzuwenden. Wichtig aber ist das Innehalten einer reizlosen, leichtverdaulichen Diät.